Jesuiten-streiche

1. Heft

Die Jesuiten als Erbschleicher und als konfessionelle Hetzer

Verlag von Karl Rohm in Lorch (Württemberg.)

Jesuitenstreiche

Mitgeteilt von

Otto Feuerstein

Ehemaliger katholischer Geistlicher

1. Heft

Verlag von Karl Rohm in Lorch (Württemberg)

1 · 9 · 2 · 5

Druck der Verlags- und Handelsdruckerei G. m. b. H. Lorch (Württemberg).

„Warnung vor Taschendieben". Tafeln mit derartigen Aufschriften kann man oft an Bahnhöfen und sonstigen Orten großer Menschenansammlungen lesen.

Deutsches Volk! Dir sollen nicht bloß die Taschen geleert werden durch das jüdische internationale Großkapital. Und sie werden dir bereits geleert, weil du trotz aller Warnungen durch redliche Freunde dich hast einlullen lassen. Es gibt auch noch andere Feinde, die wollen dir deine Seele rauben, dich zu Geistessklaven und Hörigen einer schwarzen Macht machen, zu Marionetten und Puppen der römischen Hierarchie.

Der Jesuit geht um in deutschen Landen und spekuliert auf die Gutmütigkeit und Toleranzeselei des deutschen Michels und die Geschichtslosigkeit der großen Massen. Die Gegenreformation hat begonnen.

In vorliegender Schrift soll den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu der Schafspelz von ihrem Wolfsgesicht herabgezogen werden. Es sind lauter geschichtlich absolut feststehende Tatsachen, die hier berichtet werden. Aus den verschiedensten Geschichtswerken sind sie zusammengetragen. Besonders wurde ein leider seit Jahrzehnten vergriffenes vorzügliches Werk benützt, die zweibändige Geschichte der Jesuiten von Theodor Griesinger. Ehre diesem wackeren Geisteskämpfer!

Nimm und lies dieses Büchlein und laß es auch solche Volksgenossen lesen, denen, wie dem jüdischen Volke die Decke Mosis, noch die schwarze Decke vor den schlaftrunkenen Augen hängt.

Otto Feuerstein.



Eine der „segensreichsten" Errungenschaften der Miesmacherzeit ist die unbeschränkte Wirksamkeit der „Gesellschaft Jesu" in Deutschland. Bereits haben nicht nur die Protestanten, sondern auch viele frei und national denkende Katholiken, z. B. die Völkischen in Bayern, die doch meistens katholisch sind, ihre Wühlarbeit zu spüren bekommen. Während das Judentum nur von ganz Harmlosen als politisch und finanziell unschädlich betrachtet werden kann, versteht es der Jesuitenorden mehr denn je, sich ein frommes Mäntelchen um die Schultern zu werfen, so daß besonders viele von der Gattung des deutschen Michels hinter dem Schafspelz die Wolfsnatur nicht merken.

Um all diesen Naiven womöglich den Star zu stechen, bezw. um den Lesern dieses Buches Material an die Hand zu geben, ihre noch blinden Volksgenossen über die wahre Natur des Jesuitenordens aufzuklären, sollen hier einige Jesuitenstückchen der Vergangenheit in das Gedächtnis der Gegenwart zurückgerufen werden. Es werden nur solche Jesuitenstreiche zur Sprache kommen, die sicher historisch verbürgt sind.

A. Die Jesuiten als Erbschleicher.

Der Jesuitenorden ist nicht erst seit gestern, sondern schon seit bald nach seinem Entstehen, der reichste Orden der römischen Kirche, ja die größte Geldmacht gleich nach dem Judentum. Schon im Jahre 1626 beklagte sich die wohlgemerkt katholische Universität zu Paris über die Ungeheuerlichkeit der Reichtümer der Jesuiten. „Mit ihren Kollegien haben sie — so heißt es in jener Beschwerdeschrift — die besten und nächsten Benefizien, Landgüter und Stiftungen im ganzen Königreiche verbunden und ihre Einkünfte sind so groß, daß sie dieselben mit aller List nicht mehr verheimlichen können. Deswegen kann man auch ihre Häuser keine Häuser mehr nennen, sondern dieselben gleichen an Pracht und Großartigkeit den Palästen und Residenzen der Könige und Prinzen von Geblüt". So verhielt es sich in Frankreich

und so auch in allen übrigen Ländern, in welche sich der Orden Eingang verschafft hatte.

Wie und durch welche Mittel waren diese Reichtümer erworben worden?

Die Jesuiten natürlich behaupteten, es geschehe dies stets auf gerade, ehrliche und redliche Weise, nämlich dadurch, daß die Gläubigen ihnen freiwillig und aus eigenem Antrieb Präsente machten. Es läßt sich sicherlich nicht in Abrede ziehen, daß auf diesem Wege gar manches Stück Geld und Gut in ihre Taschen floß.

Auch erzeigten sich ihnen die Päpste fast ohne Ausnahme so günstig, als sie es sich nur wünschen konnten, und wiesen ihnen nicht nur eine Menge von Einkünften an, über welche die römische Kurie das Verfügungsrecht hatte, sondern ermunterten auch die Rechtgläubigen durch besondere Bullen und Erlasse zur Mildtätigkeit gegen den Orden.

Ebenso ist es erwiesene Tatsache, daß von den Söhnen Loyolas nur allein an Messen ein sehr Bedeutendes verdient wurde, denn sie lasen deren zur Zeit ihrer Blüte jährlich im Durchschnitt eine halbe Million und sie lasen sie nur für solche Verstorbene, welche sich durch besondere Wohltätigkeit um die Gesellschaft verdient gemacht hatten und erhielten dafür, wie heute noch, einen höheren Tarif, als die gewöhnliche Pfarrgeistlichkeit.

Trotz alledem mußte es aber doch unglaublich erscheinen, daß auf diesen Wegen allein solch kolossale Reichtümer, wie sie die Jesuiten notorisch besaßen, erworben werden könnten, und denkende Köpfe vermuteten daher schon sehr frühe, daß die Söhne Loyolas sich noch ganz anderer Mittel bedienten, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Es wurde ihnen auch nicht schwer, die nötigen Beweise für diese ihre Vermutungen beizubringen, sobald sie nur das Gebahren der Jesuiten, welche bei Reichen und Vornehmen oder gar bei Regenten Beichtvaterstellen bekleideten, etwas näher bei Licht betrachteten. Denn diese Gewissensräte waren durch Vorschrift ihres Generals förmlich verpflichtet, ihre Beichtkinder zu immerwährendem Wohlwollen gegen den Orden Jesu aufzumuntern, und die Erfahrung bewies, daß sie dieser Verpflichtung stets aufs getreueste nachkamen. Es stellte sich in Bälde für jeden Verständigen heraus, daß die Jesuiten die Seelenleitung und Gewissensberatung aller Reichen und Vornehmen als eine Art Monopol für sich in Anspruch nahmen und daß es ihren unablässigen Bemühungen gelang, die übrigen Orden auf die Beichte der Armen und Geringen zu beschränken.

Im Speziellen kamen aber noch ganz andere Dinge zu Tage, und zwar Dinge, welche bewiesen, daß die Söhne Loyolas den Beichtstuhl auf eine Weise benützten, die mit dem Beichtgeheimnis unvereinbar war. So entdeckte man bei der Verjagung derselben aus Venedig durch aufgefangene Briefe, daß sie sich des Beichtstuhls dazu bedienten, um die Geheimnisse der Familie, sowie insonderheit den Vermögensstand der einzelnen Privaten zu erforschen, und daß sie darüber alle sechs Wochen einen genauen Bericht an ihren General in Rom einsandten. So fand sich bei der Untersuchung des Jesuitenkollegiums zu Roermond in den Niederlanden ein Brief des Jesuitengenerals Ricci vor, in welchem die Herren Vorsteher instruiert werden, auf welche Weise sie junge und reiche Witwen von einer zweiten Heirat abhalten könnten, und worin der Abschnitt vorkommt, daß man solchen Witwen, die besonders heftig von fleischlichen Begierden geplagt würden, junge, schöne und kräftige, zugleich aber auch verschwiegene und diskrete Patres zu Beichtvätern geben solle, damit diese jene Lüste befriedigten. Es heißt wörtlich: „Si elles (nämlich die veuves jeunes et riches) se trouvent dans le cas: Melius est nubere quam uri, alors un père jeune prudant et discret doit leur offrir ses services pour les convoitises de la chair“ (übersetzt: Wenn sie, die jungen und reichen Witwen, sich in dem Falle befinden „Es ist besser heiraten als brennen“, dann soll ein junger, kluger und diskreter Pater ihnen seine Dienste anbieten für die Begierden des Fleisches). Dies sei keine Sünde, sobald die Damen dadurch so weit gebracht würden, ihre Güter dem Orden zu vermachen.

Ferner erweckten sie in verschiedenen ihrer Beichtkinder die Hoffnung, nach dem Tode selig gesprochen zu werden, sobald sich dieselben ganz und gar der jesuitischen Leitung übergeben. Es ließ sich deshalb z. B. die reiche Marie de la Coque auf Zureden des Paters La Colombière in den Jahren 1674—1690 allemal am ersten Freitag jedes Monats zu Ehren des heiligen Herzens Mariä die Ader öffnen, bis sie endlich, nachdem sie zu Gunsten der Gesellschaft Jesu testiert, 1690 an Blutverlust starb.

Viele Jesuiten ängstigten ihre Schäflein auf barbarische Weise mit den ewigen Höllenstrafen und absolvierten dieselben so lange nicht, bis sie eine gewisse Summe erhalten hatten; der bekannte Jesuit Salmeron ließ sich bis zu 1000 Goldtaler zahlen.

Zwei andere Jesuiten stellten einem sehr reichen, aber halb schwachsinnigen Manne, der wegen seines Schicksals nach dem Tode eine Gewißheit erlangen wollte, gegen die Summe von 200000 Gulden nachfolgenden Paß in die Ewigkeit aus: „Wir Unterzeichnete bezeugen und versprechen als Priester und wahre Religiosen im Namen unserer Gesellschaft, welche für solche Fälle gehörig bevollmächtigt ist, daß sie Herrn Hippolyte Bräm,

Rechtslizentiat, unter ihren besonderen Schutz nimmt, um ihn gegen die ganze Macht der Hölle, im Falle solche etwas gegen seine Ehre, seine Person und seine Seele unternehmen wollte, zu verteidigen, was wir zu diesem Endzwecke beschwören, indem wir in diesem Falle die Autorität unseres durchlauchtigsten Stifters anwenden werden, damit gedachter Bräm durch ihn dem allerheiligsten Oberhaupte der Apostel vorgestellt werde, mit all der Treu und Genauigkeit, zu der unsere Gesellschaft verpflichtet ist. Zu mehrerer Bekräftigung haben wir das geheime Siegel unserer Gesellschaft aufgedrückt. Gegeben zu Gand am 29. März 1650. Franz Seclin, Rektor des Kollegiums; Peter de Bic, Prior und Mitglied der Gesellschaft Jesu."

Aus diesen wenigen Beispielen schon ersieht man, wie es die Jesuiten angriffen, um sich ein fettes Erbe oder eine nicht minder fette Schenkung unter Lebenden zu verschaffen. Außer auf reiche Witwen hatten sie dabei ihr Hauptaugenmerk auf Söhne reicher Eltern, die sie in ihren Orden zu ziehen sich angelegen sein ließen. Wenn sie Novizen geworden waren, wurden sie bald einem scharfen Examen über das Alter und das Vermögen ihrer Erzeuger unterworfen und nicht minder befragte man sie über ihre Blutsverwandtschaft. Ueber all das, was die Rektoren auf diese Art erfuhren, setzten sie ein umständliches Protokoll auf und vervollständigten dann dasselbe durch Nachrichten, welche sie unter der Hand von anderswoher einzogen. Auf diese Art war der Orden über die etwaigen Erbaussichten seiner Mitglieder stets aufs genaueste unterrichtet. Und natürlich vernachlässigte er es nicht, bei einem Sterbefall sich seinen Anteil zu sichern. Er tat dies meist mit einer Energie und Zähigkeit, die in der Tat unsere Bewunderung verdienen würden, wenn nicht die dabei zugleich an den Tag gelegte Schamlosigkeit ein dem ganz entgegengesetztes Gefühl in uns wach riefe. Ein paar Beispiele mögen dies dem Leser klar machen.

Der Graf Karl Zani, der Sohn des Grafen Johann Zani zu Bologna in Italien, trat von den Söhnen Loyolas verlockt im Jahre 1627 in deren Sozietät über, mußte aber, ehe sein Vater ihm die Erlaubnis zu diesem Schritte gab, einen schriftlichen von Notar und Zeugen beglaubigten Revers ausstellen, daß er, solange er Mitglied des Jesuitenordens sei, auf sein ganzes väterliches Erbe verzichte und daß er sogar auf alle die Güter, die ihm von anderswoher zufallen könnten, nie und nimmermehr, weder für sich noch für die Sozietät Jesu, Anspruch machen wolle. Somit erbte sein älterer Bruder, der Graf Angelo Zani, die ganze Hinterlassenschaft nach dem Tode des Vaters, und es schien also, daß die Söhne Loyolas keinen besonderen Vorteil von dem Eintritt Karl Zanis in ihren Orden hätten. Doch

gleich nach dem Antritt seiner Erbschaft starb Graf Angelo — wie man vermutet, nicht ohne künstliche Nachhilfe eines den Jesuiten befreundeten Arztes, der ihn behandelte. Und nun ließen die Söhne Ignatii die lang angelegte Mine springen. Karl Zani mußte nämlich sofort an den Jesuitengeneral Vitelleschi ein Gesuch um Entlassung aus dem Orden einreichen, damit er, in den weltlichen Stand zurückgekehrt, ein Recht habe, auf das große Erbe Anspruch zu machen, und der General säumte auch nicht, ihm durch den Provinzial Menochio die nötigen Papiere zu überreichen. Zuvor aber mußte derselbe die eidliche Zusage machen, daß er, wenn die Erbschaftsangelegenheit bereinigt sei, wieder in den Orden zurücktreten wolle. Man legte ihm deshalb einen Revers vor, welcher wörtlich übersetzt, folgendermaßen lautet: „Demnach ich, Karl Zani, anjetzt meinen Entlassungsbrief von der Gesellschaft Jesu, darum ich Ansuchung getan, bekommen soll, so tue ich hiemit, ehe und bevor mir derselbe von dem hochwürdigen Pater Provinzial, Stefan Menochio, eingehändigt worden, freiwillig und in seiner Gegenwart ein Gelübde zu Gott, durch welches ich mich in meinem Gewissen seiner göttlichen Majestät aufs allerhärteste verbinde, daß ich nach Empfang meiner Entlassungsbriefe und sobald ich diejenigen Dinge, um welcher willen ich solche verlanget, in die gehörige Ordnung gebracht, bei den Oberen, so alsdann bei der Sozietät sein werden, aufs allerinständigste Ansuchung tun will, mich hinwieder in dieselbe aufzunehmen, und zwar zu der Zeit, welche der ehrwürdige Pater Vinzenz Maria Bargellini, den man mir zur Besorgung meiner Geschäfte als meinen Begleiter in die Weltlichkeit mitgibt, für bequem und recht halten wird. Inmaßen ich also gehalten sein will, hierunter seinem vernünftigen Befehl und Gutachten, mit Beiseitesetzung aller Skrupel, strikte zu folgen und all das, welches mir durch Erbschaft zugefallen, dem Kollegium zur Verfügung zu stellen, um so mit Gottes Hilfe meinem Gelübde Genüge zu tun."

Nach Ausfertigung dieses Reverses erhielt Karl Zani die ihm nötigen Schriften und legte sofort am 27. November 1639 das Jesuitenhabit ab. Auch wurde es ihm daraufhin nicht schwer, als nächster Anverwandter in das Erbe einzutreten und er galt nun nicht nur vor der ganzen Welt als ein reicher unabhängiger Kavalier, sondern man forderte ihn auch von allen Seiten auf, in den Stand der Ehe zu treten, um das Geschlecht der Zani fortzupflanzen, und trug ihm sogar viele der schönsten Damen auf den Händen entgegen.

Da genierte ihn denn doch der oben angeführte eidliche Revers gar gewaltig und er eilte endlich nach Rom, um von Papst Innozenz eine Entbindung von seinem Gelübde zu erhalten. Dieser

aber lieh dem Jesuitengeneral sein Ohr und so taten weder Geld noch gute Worte irgend eine Wirkung auf ihn.

Inzwischen erkrankte Karl Zani gefährlich und nun belagerten die Jesuiten, wie man sich wohl denken kann, sein Bett Tag und Nacht, um ein Testament zu ihren Gunsten herauszupressen. Auch gelang es ihnen wirklich, noch kurz vor seinem Dahinscheiden ein solches zu erlangen, worin er ihnen alle seine Besitztümer vermachte, und nun fielen sie natürlich mit unendlicher Gier über die fette Erbschaft her.

Allein siehe da, die männlichen Anverwandten des Verstorbenen produzierten ein älteres Familienstatut, wornach Karl Zani gar nicht berechtigt war, über die Familiengüter zu verfügen, und nun entstand sofort ein Prozeß, welcher die Richter der römischen Rota viele Jahre lang beschäftigte. Im Verlauf des Prozesses überzeugten sich die Söhne Loyolas, daß sie denselben nicht nur nicht gewinnen könnten, sondern daß sie auch notwendigerweise durch ihn wegen ihres unersättlichen Geizes sowie wegen der eigentümlichen Weise, wie sie zu Erbschaften gelangten, bloßgestellt werden müßten. Somit wandten sie sich an den Papst Alexander VII., den Nachfolger von Innozenz X., mit der dringenden Bitte um eine sog. Gnadensignatur. Der Papst willfahrte ihnen, d. h. er befahl den Räten der Rota, die Sache zu einem billigen Vergleich zu bringen nnd so wurden denn die Güter und Besitztümer, um welche es sich handelte, in zwölf Portionen zerschlagen, von denen die Jesuiten fünf, die rechtmäßigen Erben aber sieben erhielten.

Einen Teil und zwar einen sehr großen schlugen die frommen Patres also doch noch heraus, obwohl ihre Ansprüche vollkommen rechtlos waren und überdem hatten sie das Vergnügen, die rechtmäßigen Erben durch die Kostspieligkeit des Prozesses fast gänzlich ruiniert zu haben.

Ein anderer nicht minder merkwürdiger jesuitischer Erbschaftsprozeß spielte am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich unter der Regierung Heinrich III. und endete ebenfalls zu Gunsten der Söhne Loyolas, trotzdem diese auch diesmal nicht minder Unrecht hatten, als in dem soeben erzählten Falle. Peter Airault, Criminalleutenant bei dem Präsidialgericht von Angers, hatte einen einzigen Sohn, Réné, einen sehr begabten Jüngling, dem wegen des Reichtums und des Ansehens der Familie eine glänzende Zukunft bevorstand. Er brachte denselben zur Vollendung seiner Erziehung in ein jesuitisches Kollegium, welches ihm wegen seiner hervorragenden Lehrkräfte sehr gerühmt worden war. Er tat diesen Schritt aber nicht, ohne den guten Vätern vorher ausdrücklich zu erklären, daß er seinen Sohn zu seinem

dereinstigen Nachfolger bestimmt habe, und daß dieser daher nur mit solchen Jünglingen zusammenzubringen sei, welche sich dem weltlichen und nicht dem geistlichen Stande widmeten. Solchem Wunsche getreulichst nachzukommen versprachen die Söhne Loyolas hoch und heilig und sie hätten es auch vielleicht getan, wenn der junge Réné ein armer Bursche ohne Aussichten gewesen wäre.

Nun verhielt es sich aber gerade umgekehrt, denn nicht nur hatte derselbe von seinem Vater dereinstens ein großes Vermögen zu erben, sondern es war ihm auch bereits jetzt ein großmütterliches Gut von bedeutendem Umfang zugefallen und eine solche fette Beute sollte sich die Sozietät Jesu entgehen lassen? Nein, das konnten die frommen Patres nicht übers Herz bringen und somit gaben sie sich, ums kurz zu sagen, so viel Mühe mit dem ihnen anvertrauten Jüngling, daß derselbe nach dreijährigem Aufenthalt in ihrem Kollegium im Jahre 1586 das Ordenskleid anlegte. Der Vater, hievon benachrichtigt, wurde wütend und wandte sich augenblicklich an die Gerichte, um seinen Sohn zurückzuerhalten. Die Jesuiten aber, zur Verantwortung aufgefordert, erklärten, daß Réné freiwillig in die Gesellschaft getreten und nun unauflöslich an dieselbe gebunden sei. Sofort klagte der Criminalleutnant beim Parlamente von Anjou und dieses verurteilte die Beklagten zur Herausgabe ihres Novizen als eines widerrechtlich Festgehaltenen.

Mit dem Spruche in der Hand eilte Peter Airault nach Angers und klopfte, unterstützt von gewappneter Macht, an das Jesuitenkollegium. Allein was ward ihm für eine Antwort? Der junge Réné sei fort, bei Nacht und Nebel entflohen, und man wisse nicht, was aus ihm geworden. Der Criminalleutnant kann's nicht glauben und durchsucht das ganze Kollegium. Doch nirgends findet er den Sohn, denn dieser ist in der Tat nicht mehr vorhanden. Man hatte ihn schon lange zuvor zu größerer Sicherheit in ein Kollegium nach Lothringen, von da nach Deutschland und endlich gar nach Italien gebracht. Ueberdies brauchte man die Vorsicht, den Réné Airault als einen Verschwundenen aus den Registern der Kollegien zu streichen und dafür einen andern unverdächtigen Namen, unter welchem das neugewonnene Mitglied fortan lief, zu substituieren.

Bald zeigte sich die außerordentliche Klugheit dieser Verfahrungsweise. König Heinrich III. nämlich, von dem unglücklichen Vater gedrängt, interveniert durch seinen Gesandten beim Papst Sixtus V. und verlangt vom heiligen Stuhl einen Machtspruch zu Gunsten seines Criminalleutnants. Diesem Verlangen des ältesten Sohnes der Kirche zu entsprechen, fordert der Papst den Jesuitengeneral Claudio Aquaviva auf, ihm angesichts dieses die Liste der sämtlichen Ordensmitglieder, selbst die Novizen nicht

ausgenommen, vorzulegen. Der General gehorchte ohne Zögern, da er weiß, daß es unmöglich ist, den René Airault darin zu finden. Er wird auch nicht gefunden und der Papst und der König müssen sich mit der Antwort begnügen, daß unter den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu sich kein René Airault befinde. Inzwischen vergehen Jahre und immer noch zeigt sich keine Spur des Verschwundenen. Da wird's dem alten Airault endlich klar, daß sein Sohn in die Verschwörung eingeweiht und mit den jesuitischen Absichten einverstanden sein müsse, denn sonst hätte er gewiß Gelegenheit gefunden, wenigstens ein einzigesmal etwas von sich hören zu lassen. Somit machte er vor Notar und Zeugen ein Testament, worin er dem Sohn seinen Fluch gibt und ihn, soweit es die Gesetze gestatten, enterbt. Gleich darauf stirbt er, von allen, die ihn kannten, tief bemitleidet.

Was geschieht aber nun? Kaum ist der Tote bestattet, so erscheint René Airault auf dem Schauplatz und verlangt, was ihm gebührt. Er erscheint nicht als Jesuit, sondern als Bürgerlicher, und erklärt seine lange Abwesenheit mit seinem Durst, fremde Länder zu sehen. Man kann ihm das großmütterliche Erbe, das bisher waisengerichtlich verwaltet wurde, nicht verweigern und mit ebenso leichter Mühe setzt er sich in den Besitz derjenigen Liegenschaften, die ihm sein Vater durch das Testament nicht hatte entziehen können.

Kaum aber ist ihm sein Eigentum übergeben, so entpuppt er sich als Mitglied der Sozietät Jesu und übergibt, indem er das nur vorübergehend abgelegte schwarze Gewand wieder anzieht, seinen Oberen pflichtgemäß das ganze soeben gewonnene Erbe, denn ein Jesuit darf ja kein eigenes Vermögen besitzen. So kam also der Orden Jesu doch noch mit jesuitischer Schläue zu seinem Ziele.

Eine ähnliche Erbschleichereigeschichte ereignete sich kurze Zeit nachher in Flandern, wo der Jesuit Grebert, nachdem er 13 Jahre lang das ziemlich bedeutende Amt eines geistlichen Coadjutors verwaltete, auf ein paar Jahre in den Laienstand zurücktrat, um auf Unkosten seiner Brüder auf eine Hinterlassenschaft Anspruch zu machen, und abermals um dasselbe handelte es sich in dem langjährigen Rechtsstreit, den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Rittergeschlecht der Purgstalle von der Rieggersburg in Steiermark mit der Sozietät Jesu zu führen hatte.

Besonders interessant ist dann noch der große Prozeß, welchen die Söhne Loyolas um die bedeutende Herrschaft Büren in Westfalen führten. Im Jahre 1610 verstarb der gut protestantische Freiherr Joachim von Büren und hinterließ ein

einziges, natürlich ebenfalls protestantisches Söhnlein von sechs Jahren, mit Namen Moritz, über welches seine Mutter, eine nicht minder eifrige Protestantin, die Vormundschaft führte. Weil aber damals, vor dem dreißigjährigen Kriege, Protestanten und Katholiken noch meist ganz gut miteinander auskamen, soweit sie nicht von Geistlichen verhetzt waren, so hatte die Witwe Elisabeth nichts Arges dabei, auch einige katholische Damen von Adel aus der Umgegend, besonders aus dem naheliegenden Städtchen Paderborn, zu ihren Freundinnen zu zählen, und diesen stattete sie nun öfters Besuche ab. Natürlich konnte dies den Jesuiten, welche sich damals eben in Paderborn niedergelassen hatten, nicht lange verborgen bleiben, und da sie zugleich erfuhren, die Witwe besitze mehr Gefühl als Verstand, so entwarfen sie sofort den Plan, einmal den jungen Moritz von Büren mitsamt seiner Mutter zur katholischen Kirche zu „bekehren“ und dann deren beiderseitiges Erbe, insbesondere die prächtige Herrschaft Büren, ihren Besitztümern einzuverleiben.

Das war ein wirklich kühnes Unterfangen, aber die Söhne Loyolas hatten in Paderborn einen in ihrer Mitte, der es in der Geschmeidigkeit der Sitten und in der Feinheit der gesellschaftlichen Unterhaltung sowie überhaupt in Allem, womit man sich bei den Frauen einschmeicheln kann, mit Jedermann aufnahm, und somit hofften sie, durch ihn mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden. In der Tat machte sich nun auch der Pater Friedrich Roerich, denn das war der Name des bewußten „Einen“, alsobald mit dem größten Eifer an seine Aufgabe und es gelang ihm, nachdem er einmal durch eine der oben erwähnten katholischen Damen bei der Freifrau Elisabeth von Büren eingeführt war, schon sehr bald ihr Vertrauen zu gewinnen. Nachdem er es aber einmal bis zum Hausfreund und Berater in weltlichen Dingen gebracht hatte, ließ er nicht nach, als bis er auch zum Gewissensrat vorrückte. Kurz und gut, nach einem dreijährigen unausgesetzten Bemühen erlebte er die Genugtuung, daß die Witwe von Büren zur alleinseligmachenden Kirche übertrat. Dies geschah zu Ende des Jahres 1613 und die natürliche Folge war, daß sofort die Erziehung des jungen Moritz total in die Hände der Jesuiten gelegt wurde; denn wie hätte eine Neubekehrte im frischen Eifer für die neue Religion anders handeln können.

Somit kam der nun neunjährige Knabe zuerst in das Jesuitengymnasium zu Paderborn und blieb da bis anno 1617, wo sich seine Mutter mit dem Landdrosten Wilhelm von Westfalen zum zweiten Male verehelichte. Darauf aber brachte man ihn in das berühmte Jesuiteninstitut zu Köln und hier ward er so bearbeitet, das heißt man wirkte auf sein ohnehin zur Schwärmerei geneig-

tes Gemüt so geschickt ein, daß derselbe, nachdem er 17 Jahre alt geworden, seiner Mutter erklärte, er wolle, um den Verlockungen der sündigen Welt zu entgehen, sofort bei den Söhnen Loyolas als Novize eintreten. Hierzu, meinten diese, werde sowohl die Mutter als der Stiefvater recht gerne Ja sagen; allein sie täuschten sich. Vielmehr sprachen sich beide Eltern sehr ernsthaft dahin aus, daß der Jüngling, um sich ein wenig in der Welt umzusehen, auf Reisen geschickt werde und die verschiedenen Hauptstädte und Höfe Europas, wie es damals Sitte war, durch längeren Aufenthalt kennen lerne.

Die Jesuiten lenkten also ein, um es nicht mit dem mächtigen Landdrosten zu verderben, und Moritz trat anno 1621 mit ihrer Einwilligung seine Bildungsreise an. Dagegen aber setzten sie es durch, daß ein gewisser Balthassar Bönninghausen, ein ihnen ganz ergebener und in ihren Grundsätzen erzogener junger Mann, ihm als Mentor und Reisemarschall mitgegeben wurde, und durch diesen erhielten sie über jeden Schritt und Tritt ihres bisherigen Zöglings stets die genaueste Kunde. Der junge von Büren segelte nach längerem Aufenthalt in Frankreich und Spanien nach Italien über, um dort die ewige Roma zu besuchen. Dort angekommen, wußte er natürlich nichts angelegentlicheres zu tun, als dem Papste und vor allem dem Jesuitengeneral Mutius Vitelleschi seine Aufwartung zu machen. Dem General gegenüber erklärte er sich dahin, er habe im Sinn, sobald als nur immer möglich in den Jesuitenorden einzutreten. Dieser riet merkwürdigerweise dem Jüngling, sein frommes Vorhaben noch einige Zeit hinauszuschieben. Der Rat klang väterlich, war aber gar wohl berechnet. Moritz stand nämlich damals erst in seinem 19. Jahre und hatte also als minderjährig noch kein rechtsgültiges Schaltungsrecht über seine Herrschaft Büren.

Nachdem der von Büren von seiner Reise nach Hause zurückgekehrt war, drangen Mutter und Stiefvater mit aller Gewalt in ihn, daß er sich eine Gattin erkiesen sollte, indem sonst, wenn er keine legitimen Nachkommen erhielte, seine schöne Herrschaft an Seitenverwandte fallen mußte. Doch in diesem Punkte erwies sich Moritz unerbittlich. Er konnte ja nicht heiraten, weil er insgeheim einen Eid geleistet hatte, dem Orden späterhin angehören zu wollen, und sein Beichtvater verstand es nur zu gut, ihn an die ewige Höllenstrafe zu erinnern, welcher jeder derartige Meineidige unwiderruflich verfallen sei. In einem anderen Punkte dagegen fügte er sich dem Wunsche seiner Mutter, nämlich darin, sich einen weltlichen Wirkungskreis zu erwählen, und er wurde im Oktober 1629 durch die Bemühungen der Jesuiten von Kaiser Ferdinand II. zum Präsidenten des Reichskammergerichts ernannt. Zu gleicher Zeit trat er auch die Regierung seiner Herrschaft an,

doch immer noch mit einiger Beschränkung, weil seine Mutter, solange sie lebte, gewisse Einkünfte von derselben zu beziehen hatte.

Endlich aber fiel auch diese Beschränkung, indem Frau Elisabeth im Jahre 1632 mit Tod abging. Nun drangen die Söhne Loyolas ernstlich in ihn, entweder sofort in ihren Orden einzutreten, oder doch wenigstens zu ihren Gunsten zu testieren. Moritz von Büren versprach beides, nur erbat er sich einige Frist, um sich vorher mit seinem Stiefvater und seinen Schwestern, welche auf einen Teil der Erträgnisse Anspruch hatten, auseinanderzusetzen.

So verging Jahr um Jahr und die Söhne Loyolas wurden deshalb immer ungeduldiger. Da erhoben sie im Jahre 1640 einen neuen Sturm auf ihn und nun ließ er sich am 21. April selbigen Jahres zu einem Testament herbei, kraft dessen er all sein Besitztum, ohne irgend welche Ausnahme, dem Orden Jesu mit der Bestimmung vermachte, daß nach seinem Tode in Büren ein Kollegium davon errichtet werden solle. Auch ernannte er die Bischöfe von Münster und Paderborn sowie den Kaiser selbst zu Vollstreckern dieses seines Testaments, und damit glaubten die Söhne Loyolas jede Möglichkeit, dasselbe umzustoßen, im Keime erstickt zu haben. Um ganz sicher zu gehen, überredeten sie einige Jahre später ihren getreuen Zögling auch noch zum förmlichen Eintritt in ihren Orden und, nachdem dies im April 1644 geschehen war, legten sie schon bei seinen Lebzeiten auf das große Besitztum Beschlag, jedoch mit der Vorsicht, daß sie ihm, dem von Büren, dem Anschein nach auch jetzt noch die Nutznießung überließen. In Wahrheit aber war er nur der Verwalter, welcher so gänzlich unter den Oberen stand, daß er auch nicht das Geringste ohne sie tun durfte.

Eine Zeitlang gelang die Täuschung, aber auch nur eine Zeitlang. Nach einigen Jahren kam der Landdrost Wilhelm von Westfalen, welcher zwar ein guter Katholik, aber ein noch stolzerer Edelmann war, hinter das ganze Geheimnis. Er fühlte sich von den jesuitischen Ränken aufs tiefste verletzt und drang sofort mit all der Energie, die ihm zu Gebote stand, in seinen Stiefsohn, nicht nur das bewußte Testament zu vernichten, sondern auch in die Welt zurückzukehren und den Jesuiten für immer Valet zu sagen. Zugleich stellte er ihm vor, wie sehr seine Schwestern und sonstigen Verwandten durch die Schenkung der Herrschaft Büren an die Söhne Loyolas verkürzt würden und wie die Schwestern sowohl, als er selbst, in vollkommenem Recht wären, hiegegen die Hilfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, sodaß bei fortgesetzter Weigerung Moritzens, den Jesuitenhabit abzuwerfen, notwendig ein Prozeß entstehen müßte, der, weil unter den nächsten

Verwandten geführt, in der ganzen Welt Aerger und Skandal hervorrufen müßte.

Doch er mochte reden, was er wollte, Moritz von Büren blieb bei seinem Kopfe und gab kein Jota nach. Somit begann nun der angedrohte Prozeß und der Landdrost hatte Recht gehabt, wenn er schon zum Voraus auf den Skandal, der daraus entstehen würde, aufmerksam machte, denn es traten während desselben Dinge zu Tage, welche die Welt notwendig mit Ekel und Abscheu erfüllen mußten. Die Söhne Loyolas zeigten dabei eine solch verabscheuungswürdige und gewalttätige Raubsucht, daß der Bischof von Paderborn, Dietrich Adolf von Reck, in dessen Gebiet die Herrschaft Büren lag, sich veranlaßt sah, dieselbe im August 1657 mit Truppenmacht zu besetzen und solche Beschlagnahme auf volle drei Jahre, das ist auf solange auszudehnen, bis endlich Kaiser Leopold I. ihn anno 1660 zur Räumung bewog. Das Jahr darauf, am 7. November, starb der Pater Moritz, ohne das Ende des großen Prozesses gesehen zu haben. Dieser dauerte vielmehr noch volle 37 Jahre fort und endigte erst im Jahre 1698 mit einem Vergleiche, laut welchem die Söhne Loyolas, um die erschlichene Erbschaft behalten zu dürfen, die damals sehr bedeutende Summe von 45000 Goldtalern herauszubezahlen hatten.

Aus dem soeben Erzählten wird der Leser sich zur Genüge überzeugt haben, welches eminente Talent die Jesuiten im Erbschleichen entwickelten. Mit dem Talent aber verbanden sie nur zu oft eine Schamlosigkeit, die bis zur Niederträchtigkeit ging. Hören wir einige diesbezügliche Beispiele.

Der Graf von Marle, ehemals Stallmeister bei dem Prinzen von Conde, hatte einen einzigen Sohn und brachte diesen in die jesuitische Erziehungsanstalt von St. Acheul, um ihn dort ausbilden zu lassen. Die frommen Patres erkundigten sich nun bei dem Sohne nach den näheren Verhältnissen des Vaters und da sie erfuhren, das derselbe dereinst ein sehr großes Erbe hinterlassen würde, so beschlossen sie, dessen einzigen Sprößling für ihren Orden zu gewinnen. Dies wollte sich aber gar nicht machen, denn der junge de Marle war sehr lebenslustiger Natur und wollte ganz und gar nichts davon wissen, in den geistlichen Stand überzutreten. Im Gegenteil drohte er ihnen, wenn sie ihn noch länger mit dergleichen Anträgen belästigten, zu entlaufen und seinen Vater von allem in Kenntnis zu setzen.

Daraufhin änderten die klugen Patres plötzlich ihre Taktik und boten dem raschen Jüngling so viele Gelegenheiten zu leichtsinnigen Streichen, daß derselbe ein mehr als gesetzter Mann hätte sein müssen, wenn er jene Gelegenheiten unbenützt würde

haben vorbeigehen lassen. Je mehr aber der Sohn sündigte, umso lamentablere Briefe schrieben sie über ihn an seinen Vater, sodaß dieser anfing, ganz trostlos zu werden. Nun wurde zwischen dem Vater und dem Rektor der Anstalt abgemacht, das schlimme Früchtlein von St. Acheul in das Jesuitenseminar von Bordeaux zu versetzen, ob es sich da nicht vielleicht durch die Veränderung der Lehrer und Mitstudierenden bessere. Allein es trat eben leider keine Besserung ein, wenigstens nach den Berichten der Vorsteher des Seminars, und andere Berichte erhielt der arme betörte Vater nicht. Namentlich wußte man es zu verhindern, daß ihm der Sohn schrieb, und wenn er es je tat, so war es ein von dem Rektor selbst diktierter oder wenigstens korrigierter Brief.

Weil aber der junge de Marle auch in Bourdeaux kein anderer Mensch wurde, so brachte man ihn zu einem letzten Versuch nach Forcalquier, und der Vater schrieb ihm sofort dorthin, daß er die Hand ganz von ihm abziehen würde, falls abermals schlimme Nachrichten über ihn einliefen. Der Sohn, tief erschüttert, nahm sich fest vor, nie mehr leichtsinnig zu sein und lebte eine Zeitlang rein bloß den Studien. Doch dies war keineswegs nach dem Geschmacke der Söhne Loyolas und somit wußten sie den Jüngling mit einem Gesellschafter zusammenzubringen, der bald den alten Hang zum Leichtsinn wieder in ihm weckte. Natürlich lauteten jetzt die Berichte an den alten Grafen wieder sehr schlimm, ja schlimmer denn je, und dadurch erreichte dessen Bekümmernis und Zorn den höchsten Grad.

In dieser Gemütsstimmung schrieb er, durch den Rektor des Seminars zu St. Acheul dazu veranlaßt, einen solchen Verdammungsbrief an seinen Sohn, daß dieser in der Verzweiflung dem Seminar von Forcalquier entsprang und sein Heil in der weiten Welt suchte. Nun hatten es die Herrn Patres so weit gebracht, als sie sich von Anfang an vorgenommen, denn der untröstliche Vater entschloß sich sofort, alle seine Güter, soweit sie nicht Lehen waren, zu verkaufen und mit diesem Heiratgute unter die Jesuiten zu gehen, um in ihrer frommen Gesellschaft selig zu sterben.

Noch schamloser fast ist nachfolgender Jesuitenstreich. Unter die Länder, nach welchen die Söhne Loyolas oftmals, obwohl stets ohne besondere Erfolge, vorzudringen versuchten, gehörte insbesondere die europäische Türkei und unter anderem gab sich der Pater Sarot ganz außergewöhnlich viele Mühe, unter den griechischen Christen Rumeliens Proselyten zu machen. Es scheint ihm jedoch weniger um ihr Seelenheil als um ihr Vermögen zu tun gewesen zu sein, denn er machte sich stets nur an Reichere und vor allem beglückte er vermögliche Witwen mit seinem Zu-

sprüche. Zu letzteren gehörte auch eine gewisse Sofia Nara, eine Frau, welche an Gold und Kostbarkeiten etwa 40 Beutel, das ist etwa 30000 Goldgulden, besaß. Sarot, der dies bald herausgebracht hatte, ließ nun nicht nach, als bis die gute Sofia von der ketzerischen Sekte der Armenier, zu der sie gehörte, zum Katholizismus übertrat, und zugleich gegen das Versprechen, daß lebenslänglich aufs reichlichste für sie gesorgt werden würde, dem Orden Jesu ihr ganzes Vermögen übergab.

Das war ein guter Fang, denn die Frau gehörte nicht mehr unter die jüngsten, und da sie noch überdies stark kränkelte, so durfte man hoffen, daß man die Pension nicht allzulange würde ausbezahlen müssen. Allein Sarot hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn die Frau trat dem Grabe in den nächsten paar Jahren auch nicht um einen Schritt näher. Nunmehr fing er an, sie knapper zu halten und versagte ihr sogar jede nur halbwegs geldkostende Pflege, als sie gleich darauf in eine langwierige Krankheit fiel. Ihre Neffen aber, an die sich die Frau jetzt wandte, wollten ebenfalls nichts mehr von ihr wissen, nachdem sie erfahren hatten, daß dieselbe ihr ganzes Hab und Gut an die Jesuiten verschenkt habe.

So wurde die Lage der armen Sofia immer unerträglicher und sie kam in ihrem einsamen Stübchen, das sie vor Schwäche nicht mehr verlassen konnte, vor Verzweiflung beinahe von Sinnen. Nochmals wandte sie sich an ihre Neffen und nochmals erhielt sie die Antwort, sie solle sich von denen unterstützen lassen, welchen sie ihr Vermögen zugewandt. Jetzt raffte die Beweinenswerte alle ihre Kräfte zusammen und schleppte sich auf die Straße. Hier zusammengesunken, wird sie von einer mitleidigen Seele aufgehoben und in einem Wagen vor das Haus ihrer Verwandten geführt. Man klopft für sie an und fleht um Barmherzigkeit. Die Neffen sind im Anfang für alle Bitten taub, aber endlich öffnen sie doch und lassen sie herein. Die Tante erzählt alles, wie es von Anfang an bis jetzt gegangen, wie man sie erstlich mit Schmeichelreden kirre gemacht und wie man ihr zuletzt einen Fußtritt gegeben. Das Mitleid regt sich und alle Anwesenden geraten in Wut über die Niederträchtigkeit der Söhne Loyolas.

Man benachrichtigt den armenischen Patriarchen von der Sache und dieser kommt selbst, um alle Detailumstände zu erfahren. Auch folgt die Frau mit Freudigkeit seinem Zuspruche, wieder in die armenische Kirche zurückzukehren, und nun, nachdem dies vollzogen, verspricht der Patriarch, all seinen Einfluß aufzuwenden, um das weggeschenkte Vermögen zurückzubekommen. Der Kirchenfürst hält sein Versprechen und klagt beim Paschah. Ebenso resolut ist der Paschah, denn er läßt den Pater Sarot

holen und befiehlt ihm bei Strafe des Ohrabschneidens die ganze Schenkung zurückzugeben.

Der Pater aber behauptet, nicht 40 sondern nur 4 Beutel empfangen zu haben und beschwört diese Lüge bei dem Kreuze Christi. Hiemit zufriedengestellt, entläßt ihn der Paschah und der Pater jubelt in seinem Innern, doch wenigstens 36 Beutel gerettet zu haben. Gleich darauf findet er jedoch für gut, bei Nacht und Nebel zu verschwinden, indem er erfährt, daß die Neffen sich mit dem Entscheid des Paschah nicht zufrieden geben, sondern sich bemühen, Tatsachen zu sammeln, durch welche der wahre Vermögensstand ihrer Base und eben damit der Meineid des Paters Sarot erhärtet werden könnte. Er findet für gut zu verschwinden, sagte ich; aber damit meine ich nur: aus Rumelien, nicht aus der Welt, denn kurze Zeit darauf befindet er sich in Italien und der General der Jesuiten belohnt ihn für seine vortrefflichen Dienste mit einer Rektorsstelle.

Doch genug nun hievon. Es würde die meisten Leser anekeln, noch mehr Beweise von der Schamlosigkeit der Söhne Loyolas im Erbschleichen lesen zu müssen. Unwillkürlich jedoch wirft sich die andere Frage auf, ob denn alle Jesuiten in diesem Punkte gleich gedacht und gleich gehandelt haben? Man sollte doch meinen, es sei eine reine Unmöglichkeit, daß in einer Gesellschaft, welche so viele Mitglieder zählte und zwar Mitglieder, welche zum Teil geistig sehr hoch begabt waren — daß, sage ich, in einer solchen Gesellschaft nicht wenigstens einige Mitbrüder existiert hätten, welche sich an einem so gemeinen Handwerk, wie das der Erbschleicherei notorisch ist, geschämt hätten. Sicherlich gab es immer solche edleren Mitglieder. Aber was hatte dies zu bedeuten! Die Oberen der Gesellschaft Jesu und besonders der General zu Rom kannten jedes Mitglied ganz genau, weil über jedes alljährlich durch seine Vorgesetzten und sonstige Mitglieder die detailliertesten Spionenberichte eingesandt werden mußten, und somit wußten sie auch, zu welcher Stelle dieser oder jener am besten paßte. Glaubt man nun aber, daß Einer, der in dem Erbschleichepunkte auch nur ein klein wenig unjesuitisch dachte zum Beichtiger von reichen Witwen werde bestimmt worden sein? Gesetzt den Fall aber, man hatte sich einmal geirrt und einen Unpassenden zum Gewissensrat bei dieser oder jener zu erobernden Persönlichkeit gemacht, wird man diesen Irrtum nicht alsobald durch die Versetzung des Unpassenden und Substituierung eines Passenden wieder gut gemacht haben? Den Oberen stand ja das volle Verfügungsrecht über die Mitglieder zu und sie machten und machen auch heutzutage noch von diesem Rechte den allerumfassendsten Gebrauch. Ge-

horchen aber mußte jeder, denn sonst stieß man ihn kurzweg mit Schand und Spott aus, oder belegte ihn auch mit noch härteren Strafen.

Gesetzt endlich den alleräußersten Fall, daß ein Mitglied alle seine Brüder über seinen wahren Charakter zu täuschen gewußt und seine Stellung als Beichtvater dazu benützt hätte, um seine Beichtkinder vom Testieren für den Orden abzuhalten oder sie auch nur nicht dazu zu ermuntern — gesetzt diesen Fall, was wäre die Folge gewesen?

Nun das Beispiel des Paters *Ximenes* gibt uns den besten Aufschluß. Er war Beichtiger einer reichen Witwe von Madrid und als diese anno 1633 auf dem Totenbette liegend ihr Testament machte, sprach er ihr nicht nur *nicht* zu, dem Orden Jesu all ihr Besitztum zu vermachen, sondern ermahnte sie vielmehr, dasselbe ihrem rechtmäßigen Erben zu hinterlassen. So tat auch die Witwe und zum Ueberfluß gestand sie noch ihren Verwandten unmittelbar vor ihrem Tode das edle Benehmen des Paters. Von diesen Verwandten erfuhren es die andern Jesuiten und vier Wochen darauf war der ehrliche Ximenes nicht mehr unter den Lebenden. Er starb im Profeßhaus zu Madrid an einer schnell eintretenden Herzkrankheit, wie seine Mitbrüder sagten. In Wahrheit aber wurde er, wie sich hernachmals bei Verjagung der Söhne Loyolas aufs klarste herausgestellt hat, von seinen Oberen zum Tode verurteilt und durch Entziehung aller Speisen und Getränke langsam getötet.

Er sollte seinen Mitgenossen zum warnenden Beispiel dienen und er hat auch sicherlich dazu gedient, denn man hat nachher nie mehr davon gehört, daß je ein Jesuite jemand davon abgeraten hätte, nicht all sein Eigentum dem Orden Jesu zu vermachen.

Doch ich darf bei dieser Gelegenheit auch nicht verschweigen, daß ihnen manche Beute durch die Uebergröße ihres Eifers entging zum besten Beweis, daß es in allen Dingen klüger ist, Maß zu halten, denn Uebermaß, und ich erlaube mir zum Schluß des Kapitels „Erbschleicherei“ auch dies noch durch ein Beispiel zu erhärten.

In *Neapel* hatte zu der Zeit, als der Herzog von *Ossuna* als Vizekönig residierte, ein sehr reicher Kaufmann den Jesuiten sein ganzes Besitztum vermacht unter der Bedingung, daß sein einziger Sohn, der bei seinem Tode noch sehr jung war, in ihren Orden trete; wolle derselbe aber, wenn man ihn in seinem achtzehnten Jahre hierüber befrage, in der Welt bleiben und kein Jesuite werden, so sollten sie gehalten sein, ihm das väterliche Vermögen, das sich auf mehr als 100000 Dukaten belief, heraus zu bezahlen und sie dürften nur das behalten,

was sie als einen Ersatz für die auf ihn verwendeten Erziehungskosten in Anspruch nehmen zu dürfen für christlich und billig erachten würden. Das war eine sehr unbestimmte Bedingung, aus der man zur Not machen konnte, was man wollte, und die Jesuiten nahmen sich auch alsobald vor, dieselbe jedenfalls zu ihren Gunsten auszunützen.

Darum, als nun der junge Mann in seinem 18. Jahre erklärte, daß er ein Laie zu bleiben gesonnen sei, gaben sie sich keine besondere Mühe, ihn zurückzuhalten, sondern ließen ihn vielmehr auffallenderweise ganz ohne Schwierigkeit ziehen. Wie er aber dann sein Vermögen haben wollte, meinten sie, es wäre fast mehr als zu viel, wenn sie ihm 10000 Dukaten zurückgäben, denn in der Voraussetzung, er werde bei ihnen bleiben, hätten sie bereits alles zu milden Zwecken verausgabt. Damit erklärte sich der Jüngling durchaus nicht einverstanden und stellte umgekehrt eine Forderung von 80000 Dukaten, indem es gewiß mehr als genug sei, wenn er daran 20000 für seine Erziehung fahren ließe. So stritten sich denn die beiden Partien aufs lebhafteste herum und insbesondere zeigten die Jesuiten auch nicht die mindeste Lust, selbst nur um ein Jota nachzugeben. Da wandte sich, um der Sache ein schnelles Ende zu machen, der Jüngling auf Anraten seiner Freunde an den Vizekönig, Herzog von Ossuna, und dieser ließ sofort den Kläger wie die Beklagten vor sich kommen, jenen fragend, wie weit er in seiner Forderung gehe, und diese, wieviel sie freiwillig zu geben gesonnen seien.

Der Jüngling erklärte zur Not auch mit 70000 Dukaten verlieb nehmen zu wollen; die Jesuiten aber beharrten mit Halsstarrigkeit darauf, daß sie nicht mehr als 10000 zahlen könnten. „Nun gut“ sagte jetzt der Vizekönig zu den Söhnen Loyolas, „ihr könnt ansprechen, was ihr für christlich und billig erachtet; ich frage euch also: ist es ein christlicher Grundsatz, daß man dem Nächsten tun soll, was man sich selbst getan wünscht?“ „So lehrt die heilige Schrift“ erwiderten die Jünger Ignatii. „Also“ entschied der Vizekönig, „handelt auch darnach, das heißt, ihr gebt dem Jüngling die 90000 Dukaten, welche ihr für euch selbst haben wollet und nehmt die 10000, welche ihr herauszugeben bereit waret.“ Bei diesem Urteilsspruch blieb es trotz aller Machenschaften der Söhne Loyolas und jedermann pries den Herzog sowohl wegen seiner salomonischen Weisheit als wegen des charakterfesten Benehmens, das er hiebei an den Tag legte.

B. Die Jesuiten als konfessionelle Hetzer.

Schrecklich für die Jesuiten sah es um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland aus. Die meisten seiner Provinzen waren ganz und vollständig von der römischen Kirche abgefallen und in den anderen, wo der Katholizismus noch fortexistierte, konnte man auf einen einzigen Papstanhänger immer ganz sicher 20 oder 30 Ketzer rechnen. Die Klöster standen verlassen, weil die Mönche und Nonnen zum allgemeinen Spott geworden waren. Darin lag aber noch nicht einmal die größte Trostlosigkeit, sondern diese mußte vielmehr in dem Verhältnis der Duldsamkeit, wenn nicht gar der Freundschaft und Liebe, das sich zwischen Protestanten und Katholiken zu bilden angefangen hatte, gesucht werden.

Nach der ersten Aufregung nämlich, welche durch die Lehre Luthers hervorgerufen worden war, und besonders nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens, fingen die Wellen des Glaubenshasses an, sich zu verlaufen und weil das Hetzen und Schüren aufhörte, so hörte auch die schroffe Spaltung zwischen Katholizismus und Protestantismus auf. Beide Teile lernten sich vertragen und wohnten durcheinander, nebeneinander, untereinander, ohne sich zu schimpfen oder auch nur anzufeinden. „Ein Teil hat sich," so berichtet im Jahre 1564 der am Kaiserhof akkreditierte venezianische Gesandte an den Senat seiner Vaterstadt, „so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholisch oder protestantisch ist. Aber nicht allein Ortschaften, auch die Familien sind auf solche Weise gemischt, und es gibt Häuser, wo die Kinder dieser, die Eltern der andern, wo Brüder einer verschiedenen Konfession angehören. Ja Katholiken und Protestanten verheiraten sich untereinander und niemand achtet darauf oder stößt sich daran." Solcherart waren die Verhältnisse in ganz Deutschland, und daß selbst die den Aebten und Bischöfen unterworfenen Herrschaften, die sog. „Krummstabsgebiete" hievon keine Ausnahmen machten, ersieht man am besten daraus, daß noch im Jahre 1580, also in einer Zeit, wo der Segen der Duldsamkeit bereits zu schwinden begonnen hatte, der glaubenseifrige Wilhelm V. von Bayern, den Bischöfen, deren Kirchensprengel sich bis in sein Herzogtum erstreckte, in einem Rundschreiben den Vorwurf machte, „sie ließen in den ihrer unmittelbaren fürstlichen Hoheit untergebenen Territorien gemischte Ehen ohne Anstand einsegnen." Und an diesem Akt der Duldsamkeit war es noch nicht einmal genug! Nein, sondern viele der katholischen Priesterfürsten Deutschlands gingen noch weiter und stellten an ihren Hofhaltungen sogar Männer protestantischen Glaubens als Räte, Richter, Vögte oder sonstige Beamte ein, ohne daß jemand dies anstößig gefunden hätte. Es sind darüber sehr viele päpstliche Erlasse, die in den bischöflichen Archiven aufbewahrt wurden, noch jetzt vorhanden, und es geht aus denselben hervor, daß derlei Anstellungen keineswegs zu den vereinzelten Fällen gehörten. Diese Priesterfürsten ließen sich selbst durch die darüber erhaltenen Vorwürfe und Rügen des apostolischen Stuhles nicht irre machen, wie dies das Beispiel des Bischofs Johann Georg von Bamberg ganz klar dartut, denn er ernannte im Jahre 1577 den Lutheraner Friedrich von Hoffmann zu seinem Vizedomus in den hochstiftlichen Besitzungen in Kärnten und behielt ihn bis zu seinem Absterben anno 1587 bei, trotzdem der Papst Gregor XIII in einem eigenen Sendschreiben eine Abänderung dieses Greuels kategorisch verlangte.

Wie war nun diesem Zustand der Duldsamkeit abzuhelfen? Alle Arzneien und Remedia, welche man bisher angewandt, hatten nicht angeschlagen, sondern das gräßliche Pestübel der konfessionellen Toleranz nur noch gesteigert. Doch wie? Hatte denn nicht die neugegründete Sozietät Jesu den Kampf gegen das Ketzertum als Devise auf ihre Fahne geschrieben? Hatten nicht die Jesuiten geschworen, nie und nimmer zu ruhen, als bis sie die sämtlichen vom Glauben Abgefallenen dem Papste wiedergewonnen haben würden? Ja, sie allein, sie, welche das Wort Jesu: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert" in ihrem Sinne deuteten, sie allein waren imstande, dem Zustand der religiösen Toleranz ein Ende zu machen. Und rasch entschlossen machten sie sich an die Arbeit.

Die ersten Jesuiten, mit denen unser Vaterland beglückt wurde, waren die drei Patres: La Fayre oder Faber, wie man ihn in Deutschland nannte, Le Jay und Bobadilla, lauter Nichtdeutsche. Diese drei sandte noch Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, selber und zwar den Faber bereits im Herbst 1540, die beiden andern aber das Jahr darauf. Als allgemeine Aufgabe bezeichnete er ihnen: Sondierung der deutschen Zustände, sowie Belauschung der Gemüter in ihrem Innersten. Insonderheit jedoch sollten sie sich Gönner und Freunde unter den katholisch gebliebenen Machthabern gewinnen und diesen die Vorzüge des neuen Ordens so anrühmen, daß der Aufnahme desselben kein Hindernis in den Weg gelegt würde. Alle drei

taten, wie ihnen geheißen, und es gelang ihnen einen Samen auszustreuen, der in kurzer Zeit zu einem wahren Riesenbaum heranwuchs.

Faber wandte seine Schritte nach dem Rhein, d. i. nach Mainz und Köln, an die Höfe der zwei größten und mächtigsten Kirchenfürsten Deutschlands, um diese zu bewegen, daß sie Jesuitenkollegien in ihren Territorien errichteten, und wenn er nun auch hierin nicht durchdrang, so machte er dagegen eine andere Eroberung, die einen weit größeren Wert hatte. Diese Eroberung bestand darin, daß er den Kandidaten der Theologie Pater Canisius, einen damals dreiundzwanzigjährigen Jüngling aus Nimwegen im Gelderlande in Mainz kennen lernte und im Mai 1543 für den Orden gewann. Diese Eroberung hatte einen so großen Wert, weil Canisius wahrhaft außerordentliche Geistesgaben und neben der größten Gelehrsamkeit eine Beredtsamkeit besaß, deren sich nicht viele Sterblichen rühmen konnten.

Bobadilla trat zuerst in Regensburg auf, wo gerade ein Religionsgespräch zwischen protestantischen und katholischen Theologen stattfand. In einer seiner Reden zog er so fulminant gegen den Protestantismus los, daß ihn das erbitterte Volk bald in die Donau geworfen hätte und infolge dieses Auftrittes mußte er bei Nacht und Nebel entweichen. Weit besser erging es ihm in München, wohin er sich von Regensburg aus wandte, denn er gewann durch den Unterricht, den er erteilte, eine Menge von Schülern, und nach Verfluß von einigen Jahren wußte er sich sogar durch seine höfischen Künste bei dem Herzog Wilhelm IV so einzuschmeicheln, daß derselbe gar nichts mehr ohne seinen Rat tat. Ebendeshalb gelang es ihm auch mit leichter Mühe, den Fürsten gegen das sog. Interim, welches Kaiser Karl V überall in Deutschland einführen wollte, so aufzustacheln, daß es in Bayern nicht zur Geltung kam. Weil er dagegen so unvorsichtig war, bei dieser Gelegenheit sich bis zu beleidigenden Aeußerungen gegen den Kaiser hinreißen zu lassen, machte der hievon benachrichtigte Kaiser Karl V kurzen Prozeß mit ihm und verbannte ihn ohne weiteres aus dem ganzen deutschen Reiche.

Le-Jay, der gewandteste von drei nach Deutschland gesandten Loyoliten, lenkte seine Schritte der Hauptstadt der österreichischen Lande zu und kaum war er dort angelangt, so gelang es ihm auch, die Wiener durch seine vortrefflichen Predigten zu bezaubern. Ja selbst der Bruder Karls V., der zum deutschen König erhobene Ferdinand I., ließ sich von seiner Beredtsamkeit hinreißen und zeigte sich ihm in allem hold und gnädig.

Es würde zu weit führen, zu erzählen, wie es den Jesuiten gelang, da und dort in deutschen Landen Kollegien zu errichten

und sich in das Vertrauen der Machthabenden und Einflußreichen einzuschmeicheln; sondern ich gehe gleich dazu über, zu beschreiben, wie sie nunmehr, nachdem sie einigermaßen warm saßen, anfingen, das Feuer des Glaubenshasses, das in Deutschland schon beinahe erloschen war, aufs neue zu schüren.

Besonders tat das der Pater Canisius. Er hatte beobachtet, daß die große Verbreitung, deren der Protestantismus sich erfreute, zum nicht geringen Teil dem populären Katechismus Luthers zu verdanken sei. Wie stand es nun aber in dieser Beziehung bei der katholischen Welt? Ach, sie besaß nichts derart, sondern der ganze Religionsunterricht beschränkte sich auf die Einübung von Zeremonien und äußerlichen Andachtsübungen. Da kam Canisius auf den Gedanken, diesem offenkundigen Mangel dadurch abzuhelfen, daß er nach dem Muster des großen lutherischen Katechismus ein Handbuch der katholischen Glaubenslehre herausgab und es erschien sofort im Jahr 1554 sein lateinisch geschriebener „Zusammenhang der christlichen Lehre". Weil aber diese „Zusammenfassung" ziemlich weitläufig abgefaßt war, so veranstaltete er gleich darauf nach Form des kleinen lutherischen Katechismus einen Auszug und sorgte auch zugleich für eine deutsche Uebersetzung desselben unter dem Titel „Kleiner katholischer Katechismus". Beide Schriften fanden alsobald, weil sowohl Ferdinand I. von Oesterreich, als auch Philipp II. von Spanien deren allgemeine Einführung in allen Schulen und Unterrichtsanstalten ihrer Staaten befahlen, eine ungeheure Verbreitung.

Welcher Geist wehte nun aber in diesen Katechismen? Etwa der Geist des Christentums und der christlichen Liebe? Nein, o Nein, und dreimal Nein! Es wehte darin vielmehr der Geist der Unduldsamkeit, des Glaubenshasses und des religiösen Fanatismus. Nur der war, nach der Lehre Canisii, ein Christ, der den Papst als Christi Stellvertreter anerkannte; der aber das nicht tat, verfiel den ewigen Höllenstrafen. Schon den bloßen Umgang mit Ketzern verdammte er als etwas höchst Strafbares und Gefährliches. Freundschaft mit Irrgläubigen aber, oder gar noch eheliche Gemeinschaft mit ihnen führte unmittelbar zur Verdammnis und der gute Katholik sollte jeden Protestanten wie einen Aussätzigen meiden. Ja nicht bloß meiden sollte er ihn, sondern auch bekämpfen, wie man das Böse zu bekämpfen hat, und je gewaltiger man kämpfe, je mehr man dazu beitrage, das Ketzertum zu vernichten, umso herrlicher strahle der Glorienschein um das Haupt des Christen.

So lehrte Canisius, und man kann demgemäß den Endzweck seines Religionshandbuches keinen anderen nennen als den: Haß

gegen die Akatholischen unter den Katholischen zu verbreiten. Diesen Zweck erreichte er auch vollkommen, denn nie hat eine Drachensaat giftiger gewirkt, als die seinige, indem die ganze heranwachsende katholische Jugend jener Zeit nunmehr im genannten Geiste des Glaubenshasses erzogen wurde.

Doch wie nun der Glaubenshaß Platz zu greifen begann, mußte ihm natürlich auch Gelegenheit gegeben werden, sich zu äußern, und die Jesuiten beschlossen deshalb bereits im Jahre 1570, mit willkürlicher Brechung des Religionsfriedens eine kleine Protestantenhatz anzufangen. Diese Hatz sollte gleichsam der Probierstein sein, ob sich die Evangelischen dieselbe gefallen ließen, ohne sofort zu den Waffen zu greifen, und je nachdem die Probe ausfiel, konnte man sofort zu Größerem vorgehen, oder aber geduldig noch eine Zeitlang an sich halten.

Man brauchte sich auch gar nicht lange zu besinnen, wo man die zu beginnende Tragödie spielen lassen wolle, sondern die Gelegenheit bot sich sozusagen von selbst, nämlich in der gefürsteten Abtei **Fulda**, einem der kleinsten geistlichen Fürstentümer Deutschlands. Hier war zu Anfang des Jahres 1570 **Balthasar von Dernbach**, ein im protestantischen Glauben erzogener und erst später zum Katholizismus übergetretener Priester zum Abt gewählt worden. Er berief sogleich nach seiner Installierung die Jesuiten an seinen kleinen Hof, trotzdem er sich vor seinem Regierungsantritt eidlich hatte verpflichten müssen, das Stift nicht mit fremden geistlichen Personen zu beschweren. Die Söhne Loyolas kamen natürlich sogleich und fingen an, sich häuslich einzurichten; zugleich aber drangen sie auch in ihren Beschützer, als Glaubensheld aufzutreten und seinen protestantischen Untertanen, die nun schon seit mehreren Generationen als solche unbeanstandet gelebt hatten, **die fernere freie Religionsübung zu untersagen.** Balthasar, zelotisch wie alle Konvertiten, ging sogleich darauf ein und verjagte nicht bloß die paar evangelischen Pfarrer seines Sprengels, sondern überwies auch deren Kirchen den Jesuiten, um von nun an darin Gottesdienst zu halten.

Dieses gewalttätige Vorgehen des Abtes machte natürlich ein ungeheures Aufsehen in Deutschland und die angesehensten evangelischen Stände nahmen sich der Unterdrückten an, indem sie dem Abte schrieben, daß er die Jesuiten entfernen und seine Gewaltmaßregeln aufgeben solle. Umgekehrt aber fand er den reichlichsten Beifall beim Papste sowie bei den Jesuitenfreunden auf deutschem Grund und Boden und sowohl Albrecht V. von Bayern als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich sagten ihm ihre tatkräftigste Unterstützung zu. Endlich wandten sich beide Parteien

an den Kaiser, und da zu seiner Zeit Maximilian II. diese Würde inne hatte, so ließ sich erwarten, daß strenge Gerechtigkeit werde geübt werden. Doch kam es nicht bis zum kaiserlichen Urteilsspruch, denn das Stiftskapitel von Fulda, welches über die Berufung der Jesuiten ebenfalls im höchsten Grade erbost war, zwang Herrn Balthasar unter Beihilfe der verbündeten Ritterschaft von Hessen im Juni 1576 zur Abdankung und übertrug die Verwaltung der Abtei dem Bischof Julius von Würzburg, welcher dem Unwesen durch Entfernung der Jesuiten ein Ende machte. Uebrigens nicht auf immer, denn nach langem Streit und Kampf wurde der abgesetzte Abt im Jahre 1602 unter Kaiser Rudolf II. restituiert und nun rief er sogleich seine geliebten Jesuiten wieder herbei. Es gelang ihm dann noch mit ihrer Hilfe, sein ganzes Ländchen zum Katholizismus zurückzuführen und er erhielt eigens deshalb ein Danksagungsschreiben des Papstes Klemens VIII.

Weil es sich nun aber gezeigt hatte, daß die Protestanten wegen der Vergänge im Fuldaischen **nicht** zu den Waffen griffen, hielten es die Söhne Loyolas für passend, in einigen anderen Krummstabsterritorien dasselbe Spiel zu beginnen und sie wählten sich hiezu das Erzbistum **Mainz**. In diesem hatte sich der Protestantismus nach und nach so eingebürgert, daß manche Dörfer und Städte, unter den letzteren besonders Duderstadt und Heiligenstadt, nur noch wenige katholische Familien zählten, und man erlebte daher daselbst das merkwürdige Schauspiel, lutherische Pfarrer von einem katholischen Patronatsherrn eingesetzt zu sehen. Niemand nahm übrigens daselbst Anstoß daran und die Bürger beider Konfessionen lebten verschiedene Jahrzehnte lang ganz einträchtiglich beieinander.

Das sollte aber mit dem Regierungsantritt des Erzbischofs **Daniel** anders werden, denn dieser nahm den Jesuiten **Ludwig Bacharell** zum Beichtvater an und überdies gewann noch **Pater Tyreus**, der Provinzial der jesuitischen Provinz Niederrhein, den größten Einfluß auf ihn. Daniel erklärte sich bald auf Bacharells und Tyreus Andrängen bereit, sein ganzes Erzbistum von der Ketzerei zu reinigen, und da letztere besonders auf dem sogenannten **Eichsfeld** zu Hause war, so ernannte er zum Oberamtmann dieses Distriktes einen gewissen **Leopold von Stralendorf**, welchen der Jesuit Lambert Auer vom Protestantismus zur alleinseligmachenden Kirche „bekehrt" hatte. Den konnte man nun einen Mann nach dem Herzen des Ordens Jesu nennen und seinem Eifer wäre noch mehr gelungen, als die Austreibung der protestantischen Pfarrer aus allen Dörfern seines Bezirkes. Stand ja doch stets eine bewaffnete Rotte zu seiner

Disposition, welche mit etwaigen Widerspenstigen kurzes Federlesen machte, und durfte er doch sicher sein, daß alle seine Maßregeln, selbst die härtesten, die Billigung seines Oberherrn oder vielmehr der Jesuiten, als der Beherrscher des Oberherrn, erhalten würden. Nur allein die Duderstädter weigerten sich entschieden, ihre Hauptkirche den Jesuiten für den katholischen Kultus zu überlassen und erklärten, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. Was tat nun der Erzbischof auf Stralendorfs und seines Beichtvaters Rat? Er verbot allen seinen Untertanen April 1576 fernerhin **Bier** aus der widerspenstigen Stadt zu beziehen und schnitt damit dieser eine Hauptnahrungsquelle ab. Ueberdem belegte er alle städtischen Einkünfte auf den benachbarten Dörfern mit Beschlag und nötigte die Bürger auf diese Weise endlich, nach dreijährigem Widerstande, Juli 1579 zum Nachgeben.

Im Erzbistume Mainz gelang also den Jesuiten die Unterdrückung des Ketzertums ohne allzuviele Mühe und dies ermutigte sie, in den Bistümern **Trier** und **Worms** auf dieselbe Weise zu verfahren. Auch hier ging ihnen alles oder wenigstens das Meiste nach Wunsch und der Mut schwoll ihnen deshalb zu immer größeren Dimensionen an. Doch hätten sie wohl nie gewagt, in der allernächsten Zeit schon mit noch größerer Frechheit vorzugehen, wenn sich nicht eben ein besonderer Fall ereignet hätte, der ihnen zeigte, daß sie ohne Furcht vor den ihnen zahlenmäßig zwar sehr überlegenen aber lang nicht geriebenen protestantischen Gegnern Alles wagen dürften, auch das Verwegenste. Und dieser besondere Fall war der berühmte Abfall des **Erzbischofs Gebhard von Köln** vom römisch-katholischen Glauben.

Gebhard, entsprossen aus dem berühmten Hause der Truchsessen von Waldburg faßte kurz nach seiner Erhebung zum Erzbischof anno 1570 eine so glühende Leidenschaft zu der schönen Gräfin **Agnes von Mansfeld**, daß er nicht mehr ohne sie leben konnte. Was nun tun? Abdanken wie sein Vorgänger Salentin von Isenburg, der mit Bewilligung des Papstes in den Laienstand zurücktrat, um zu heiraten? Abdanken und wieder ein armer Graf werden, statt eines Reichs- und Kurfürsten mit fast königlichem Ansehen und Einkommen? Nein, das wäre zu viel gefordert gewesen und somit entschloß sich Gebhard zu einem andern Ausweg. Er trat nämlich anno 1582 offen zum Protestantismus über und heiratete seine geliebte Agnes. Das Erzbistum Köln trat er aber deswegen doch nicht ab, sondern fuhr vielmehr fort dasselbe wie bisher zu regieren, mit der offen ausgesprochenen Absicht, ein weltliches erbliches Kurfürstentum daraus zu machen. Bei diesem seinem kühnen Unterfangen rechnete er natürlich auf

die Unterstützung der großen protestantischen Partei in Deutschland, denn diese hatte das größte Interesse dabei, wenn es einen katholischen Kurhut weniger im Reiche gab, und überdies ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß die meisten Einwohner des Erzbistums, dem Beispiel ihres Gebieters folgend, zum evangelischen Glauben übertreten würden. Welcher Gewinn also für die protestantische Sache und zugleich welcher Schlag für den Katholizismus, wenn Gebhard sein Vorhaben durchsetzte!

Die Jesuiten erfaßte ob dieser Kunde Schrecken und Grimm zugleich und Eilboten gingen sofort nach Italien ab, um den Papst Gregor XIII. zu bestimmen, daß er augenblicklich seinen Bannfluch auf den abtrünnigen Kirchenfürsten schleudere. Dies geschah und sogar noch mehr, denn Gregor exkommunizierte den Gebhard nicht nur, sondern sprach auch, den Rechten der Deutschen damit ins Gesicht schlagend, dessen Absetzung als Kurfürst aus. Nun schritt das Domkapitel, das sich außerhalb Kölns sammelte, anno 1583 zu einer neuen Wahl und daraus ging **Herzog Ernst von Bayern** hervor. Dieser aber brachte sofort, weil Gebhard freiwillig nicht wich, sondern es offenbar aufs äußerste ankommen lassen wollte, ein mächtiges Heer auf die Beine — damals gab es noch keinen katholischen Pazifismus — wobei ihm seine Brüder und Vettern sowie viele andere katholische hohe Herrn auf das Drängen der Jesuiten mit Geld und Mannschaft an die Hand gingen und schickte sich an, das Erzbistum mit Gewalt zu erobern.

Was geschah nun von Seiten der protestantischen Fürsten? Sie sahen, daß die ganze papstfreundliche Welt Deutschlands sich für Ernst von Bayern einsetzte und es konnte ihnen also nicht entgehen, daß Gebhard, wenn man ihm nicht kräftigen Beistand leistete, notwendig unterliegen müsse. Nicht minder hätten sie blind gewesen sein müssen, wenn ihnen die großen Vorteile, welche der Sieg Gebhards der protestantischen Kirche in Aussicht stellte, entgangen wären, und somit zweifelte kein Vernünftiger auf der Welt, daß sie dem katholischen Heere ein protestantisches entgegenstellen würden. Allein wie ganz anders kam's in der Wirklichkeit! Der arme Gebhard hatte nämlich nicht die Lehre Luthers, sondern die Calvins ergriffen und kaum wurde dies unter den lutherischen Fürsten bekannt, so zogen sie sich gänzlich von ihm zurück. Haßten sie ja doch in ihrer geistigen Beschränktheit den Calvinismus ärger als den papistischen oder türkischen Greuel. Wie hätten sie es also über sich bringen können, einen Anhänger jener Glaubensform zu unterstützen? Darum, Gebhard mochte bitten und flehen, so lange er wollte; er mochte selbst das Versprechen ablegen, alle seine Untertanen dem Luthertum zuwenden

zu wollen, nichts konnte den Glaubenshaß der Herzoge von Sachsen, von Brandenburg und wie sie alle hießen, brechen, und sie sahen mit größtem Gleichmut, ja sogar mit Hohn zu, wie der Wittelsbacher immer weiter vordrang. Es war dies eine „mehr als viehische Dummheit“ — schreibt ein Zeitgenosse, der schweizerische Historiker Qualtherius — allein die Engherzigkeit der lutherischen Fürsten sah dies selbst dann noch nicht ein, als Gebhard nach Verlust seiner letzten Festung Bonn sich anno 1584 genötigt sah, nach Holland zu flüchten und der neue Erzbischof Ernst alle seine protestantisch gewordenen Untertanen mit Gewalt zum Katholizismus zurückführte. Die Jesuiten aber, ei wie schmunzelten und jubelten diese und mit welcher herzinnigen Geringschätzung sahen sie auf die Querköpfe von Protestanten herab, deren Verblendung, Zerrissenheit und Schwäche nun recht offen vor jedermanns Augen lag.

Die natürliche Folge dieses großen in Köln erworbenen Sieges war die, daß nun die sämtlichen zunächst vakant werdenden Bischofssitze mit lauter Männern jesuitischen Sinnes besetzt wurden wie z. B. namentlich Freising, Hildesheim, Lüttich, Stablo, Münster, Osnabrück, Minden und Paderborn. In erstere fünf vereinigte der genannte Ernst von Bayern, der Erzbischof von Köln, alle in seiner Hand und man kann sich denken, wie dieser von den Söhnen Loyolas durchaus beherrschte, total kraft- und geistlose Wüstling das Regiment daselbst führte. (Seine verkommene Unsittlichkeit kann in Aretin's Geschichte Maximilians I. urkundlich nachgelesen werden.) In den andern drei geistlichen Fürstentümern aber ging es kein Haarbreit anders, sondern die Jesuiten hatten vollkommen freies Spiel und konnten mit ihrem Bekehrungswerk vorwärts schreiten, ohne daß ihnen von oben herab das geringste Hindernis in den Weg gelegt worden wäre. Auch gelang es ihnen in der Tat, alle Evangelischen dieser Territorien selbst da, wo diese weitaus die Mehrheit bildeten, mit List und Gewalt zum Katholizismus zurückzuführen.

In Paderborn z. B. hatte der Protestantismus schon sehr frühe tiefe Wurzeln geschlagen und als im Jahre 1585 der Jesuitenfreund Theodor von Fürstenberg auf den Thron erhoben wurde, gehörte sowohl auf dem Lande als in der Hauptstadt kaum noch der zehnte Teil der Einwohnerschaft dem römischen Glauben an. Infolge dessen huldigte die ganze Obrigkeit, welche vom Volke erwählt wurde, dem Ketzertum und der regierende Herr mußte sich also wohl hüten, irgend einen Befehl zu erteilen, welcher antiprotestantisch klang, denn in einem solchen Fall hätte man ihm nicht nur nicht gehorcht, sondern ihn auch noch gehöhnt und mit Verachtung gestraft. Demgemäß sagten sich auch die Söhne Loyolas, als sie mit Theodor von Fürstenberg in sein kleines Reich einzogen — und von ihm die nötigen Lokalitäten und Geldmittel zur Errichtung eines Kollegiums bekamen, sogleich, daß hier, für den Anfang wenigstens, mit dem bei ihnen sonst so beliebten Mittel der Gewalt nichts auszurichten sei; sondern daß „der dürre Acker“ — so nannten sie das Paderbornsche Gebiet — „vielmehr vorher gut gedüngt werden müsse, ehe man mit der Pflugschaar darüber hinfahren könne“. Die protestantischen Fürsten und Stände waren allerdings, wie der Vorgang in Köln hinlänglich gezeigt hatte, nicht zu fürchten, aber die Paderborner selbst, konnten sie sich nicht empören und am Ende den Bischof nötigen, entweder abzudanken, oder den Loyoliten den Laufpaß zu geben? Die Klugheit gebot also, die Leute vorher in ihrem protestantischen Glauben wanken zu machen, ehe man ihnen den katholischen anbot, und um das bewerkstelligen zu können, durfte man nicht mit den Fäusten dreinschlagen. Im Gegenteil, man mußte subtil auftreten, so bescheiden und demütig, als ob man nicht auf Fünfe zählen könnte; man mußte sich wie ein unschuldiges Kind hinstellen, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen. Also taten denn auch die Söhne Loyolas und zwar mit einer Geduld und Ausdauer die wirklich bewundernswert ist. Sie hatten aber einen äußerst schwierigen Stand, denn die Paderborner empfingen sie nicht nur mit dem tiefsten Mißtrauen, sondern sogar mit dem grimmigsten Hasse, und es fehlte wenig, daß man sie nicht mit Steinwürfen verfolgte, wenn sie sich nur auf der Straße zeigten. Viele lebten sogar der Ueberzeugung, die Patres seien keine Menschen von Fleisch und Blut, wie die übrigen Lebenden, sondern vielmehr Dämonen, welche die Hölle ausgespieen, und die Frauen insbesondere schreckten ihre kleinen Kinder mit dem Namen der schwarzen Brüderschaft.

Nach und nach aber änderten sich diese Ansichten und Stimmungen. Ach, die Herrn Patres benehmen sich ja so harmlos, so liebenswürdig, so herzensgut, daß es in der Tat ein Verbrechen gewesen wäre, noch fernerhin schlimm von diesen Engeln zu denken. Aus freien Stücken und ohne eine Belohnung hiefür zu verlangen standen sie den Kranken bei. Ja sie verpflegten sie nicht bloß, sondern lieferten ihnen sogar Speise und Trank, wenn es nötig war. Aus freien Stücken und ohne eine Belohnung hiefür zu nehmen, unterrichteten sie die Jugend. Ja sie unterrichteten dieselbe nicht nur, sondern sie reichten den Bedürftigen sogar Aufenthalt und Kleidung und nahmen damit den weniger bemittelten Familienvätern einen schweren Stein vom Herzen. Dazu kamen noch die wunderschönen Prozessionen, welche die Herrn Patres von Zeit zu Zeit veranstalteten, sowie überhaupt das Schaugepränge und der Pomp und Glanz bei ihrem Gottesdienste, durch den sie das Auge selbst des eifrigsten Akatholiken bestachen. Endlich

und zuletzt wußten sie auch die Leichtgläubigkeit der Menge, besonders der Frauenwelt, aufs schlaueste zu benützen und von der Zeit an, daß einmal eine Frau, die sich bisher als eine ihrer schlimmsten Feindinnen erwiesen hatte, eine Mißgeburt zur Welt brachte, — ein Ereignis, das sie natürlich als eine Strafe des Himmels hinstellten — wagte es keine Tochter Evas mehr, ihnen entgegenzuarbeiten. Kurz, sie wußten die Paderborner nach und nach so sehr umzustimmen, daß sie nach einem Zeitraum von elf Jahren nicht mehr von allzuvielen gehaßt wurden und überdies war es ihnen in dieser Zeit gelungen, nicht weniger als 750 Proselyten zu machen.

Nun aber, nachdem sie so weit gekommen waren, dünkte ihnen der Boden gedüngt genug, um mit der Pflugschaar darüber hinzufahren und somit zogen sie die Schafskleider aus, um dagegen ihre wahre Tracht, die Wolfspelze, herauszukehren. Mit anderen Worten, sie drängten ihren Beschützer, den regierenden Fürstbischof Theodor von Fürstenberg, das Bekehrungswerk durch Gewaltmaßregeln zu fördern, und dieser entsprach natürlich ihrem Willen in allen Stücken. Somit ließ er anno 1596 das Gebot ergehen, daß alle protestantischen Landpfarrer entweder zum Katholizismus zurückkehren oder das Land zu verlassen hätten und zwar sofort ohne irgend welchen Aufschub. Wer aber nicht gehorchte, der wurde so lange bei Wasser und Brot eingesperrt, bis er hinlänglich mürbe geworden war. Natürlich wurden zu gleicher Zeit auch die sämtlichen protestantischen Kirchen den Jesuiten übergeben und diese versuchten es nun mit allen Kräften der Ueberredung, den Leuten den alten Glauben einzutrichtern. Bei vielen ging es, aber bei weitem die Mehrzahl widerstand hartnäckig und nach sechsjährigem Abmühen mußten es sich die Söhne Loyolas gestehen, daß sie mit den bisherigen Mitteln nicht zum Ziele gelangen würden.

Somit griff jetzt der Bischof auf ihren Rat zu einer anderen Maßregel, welche etwas durchgreifenderer Natur war, zu der Maßregel nämlich, daß er seinen sämtlichen evangelischen Untertanen nur die Wahl ließ, entweder das Land zu verlassen oder katholisch zu werden. Auch blieb es nicht beim bloßen Befehl, sondern er hatte schon zum Voraus eine gehörige Anzahl von Truppen aufgestellt, mit denen die Jesuiten den bischöflichen Worten Nachdruck zu geben wußten. Wie nahmen nun aber die Bürger von Stadt und Land diese furchtbar grausame Verfügung auf? Ei nun, ein Teil fügte sich und wurde entweder katholisch oder wanderte in die benachbarten Länder aus. Ein anderer Teil jedoch verlor die bisher beobachtete streng gesetzmäßige Haltung und stürmte in seiner Wut gegen das jesuitische Kollegium an, drohend, dessen Insaßen insgesamt dem Tode zu überliefern. Das war aber ein arger Fehler, denn nunmehr

schrieen die Jesuiten: „Rebellion!“ und überzeugten den Bischof, daß er in seinem vollsten Rechte sei, wenn er mit diesen Aufwieglern kurzes Federlesen mache. Es kam also zum Kampfe und in diesem unterlagen die in den Waffen ungeübten Bürger, die noch zudem niemanden hatten, der im Stande gewesen wäre, sie zu führen. Kurz die Rebellion wurde unterdrückt und das Ende vom Liede war, daß im Jahr 1604 die sämtlichen Paderborner ihrem Landesherrn unter Abschwörung des Protestantismus von neuem huldigten.

Auf diese Art erlangten die Söhne Loyolas im Paderbornschen ihren Zweck und auf ganz ähnliche Weise setzten sie auch in den übrigen von mir genannten geistlichen Fürstentümern die gewaltsame Bekehrung der Protestanten durch. Allein von allzugroßer Bedeutung waren diese Resultate doch nicht, weil die genannten Territorien einen verhältnismäßig nur sehr kleinen Teil Deutschlands ausmachten und somit darf es uns nicht wundern, wenn die frommen Patres Tag und Nacht darüber brüteten, ob es ihnen nicht möglich wäre, einmal eine ganze Provinz, ein Herzogtum oder gar Königreich mit Hilfe seines gewaltigen Regenten vom ketzerischen Glauben zu säubern.

Insbesondere richteten sie in dieser Beziehung ihr Augenmerk auf das sogenannte „Inneröſterreich“, weil dieses von einem Mann ihres Herzens regiert wurde, und siehe da, ihr Vorhaben glückte ihnen auch hier. König Ferdinand I. hatte nämlich in seinem Testament die österreichischen Erbstaaten so unter seine drei Söhne geteilt, daß der älteste, Maximilian, der zugleich sein Nachfolger im Reiche wurde, das Erzherzogtum Oesterreich nebst Böhmen und Ungarn, der zweitgeborene, Ferdinand, Tirol nebst Vorderösterreich, der drittgeborene, Karl, aber Innerösterreich, das ist Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Istrien und Triest erhielt, und eben auf diesen Erzherzog Karl, den Stifter der steierischen Linie Habsburg hielten die Loyoliten besonders hohe Stücke. Auch wußten sie wohl warum, denn derselbe hatte sich anno 1571 mit Maria, der Tochter des Bayernherzogs Albrecht V. vermählt, und diese Maria verehrte die Jesuiten mit innigster Hingebung ihres Herzens. Darum, wie sie sich überzeugte, daß der größere Teil der Innenösterreicher sich zu der evangelischen Religion bekannte, lag sie ihrem Gemahl beständig mit der Vorstellung in den Ohren, daß es kein anderes Mittel gebe, dem völligen Untergange des echten Glaubens in seinem Lande vorzubeugen, als wenn er die frommen schwarzen Väter berufe, und bald glaubte der Herr Gemahl, was sie ihm vorsagte. Somit wandte er sich an den Ordensgeneral zu Rom und dieser sandte ihm anno 1573 fünf Mitglieder der Gesellschaft, zugleich versprechend, noch mehrer nach-

senden zu wollen, wenn ein Bedürfnis vorhanden sei. Die Fünfe aber richteten sich sofort in Graz, der Hauptstadt des Landes, häuslich ein und erhielten von ihrem hohen Gönner soviele Gebäulichkeiten nebst Geld und Gut, daß sie es schon in wenigen Jahren zu einem Kollegium, einem Priesterseminar und einem adeligen Konvikte brachten.

Trotzdem gelang es ihnen jedoch keineswegs, großartige Erfolge im „Bekehren" zu erzielen, sondern es schien eher, als ob sich seit ihrer Anwesenheit der Protestantismus noch mehr ausdehne, denn zuvor, und die Chroniken melden einstimmig, daß ums Jahr 1580 nicht bloß die Bürgerschaften der meisten Orte, Märkte und Städte, sondern auch fast die sämtlichen Stände, sowie bei weitem die meisten Staatsdiener, sowohl im Zivil als Militär, zum evangelischen Glauben gehört hätten. Dies wurmste natürlich die Söhne Loyolas gar gewaltig und der Beichtvater des Erzherzogs, der fromme Pater Johannes, sagte daher seinem Beichtkinde stets vor, daß weit strengere Maßregeln gegen die Protestanten ergriffen werden müßten. Dasselbe tat in ihren Gardinenpredigten die Gemahlin Maria, und deren Bruder, der fanatische Herzog Wilhelm V. von Bayern reiste 1581 eigens deswegen nach Graz, um seinen Schwager persönlich zu bearbeiten. Letzterer nahm nun auch wirklich einen Anlauf und erließ einige Verfügungen, welche die freie Religionsübung der Evangelischen beschränken sollte; allein, da er stets in Geldverlegenheiten war, von denen ihn nur seine Stände befreien konnten, und da diese Stände keine ernstlichen katholischen Uebergriffe duldeten, so reduzierte sich all sein Vorgehen gegen den Protestantismus auf nicht viel mehr als Null. Dagegen suchte er seine Freunde, die Jesuiten, für diese seine Untätigkeit durch große Gnadengeschenke zu entschädigen und das bedeutendste derselben war, daß er ihr Kollegium zu Graz im Jahre 1585 zu einer Universität mit allen Freiheiten und Rechten einer solchen erhob.

So blieben also die Wünsche der Söhne Loyolas in Beziehung auf die religiösen Verhältnisse Innerösterreichs unerfüllt, solange Erzherzog Karl lebte. Allein ganz anders gestaltete sich die Sache, als ihm im Sommer 1590 sein Erstgeborener, der Erzherzog Ferdinand, der nachherige Kaiser Ferdinand II., auf dem Thron nachfolgte. Dieser anno 1578 zu Graz geborene Prinz wurde schon in sehr zartem Alter den Jesuiten zur Erziehung übergeben. Wie er in das Alter von zwölf Jahren trat, sandte ihn sein Vater auf das Drängen seines Schwagers, Wilhelm V. von Bayern, des großen Jesuitenfreundes, nach der hohen Schule von Ingolstadt, dem Hauptlager der Söhne Loyolas in Deutschland, und hier wurde er nun in Gemeinschaft mit Wilhelms V. erstgeborenem Sohn Maximilian, unter der immer-

währenden speziellen Aufsicht Herzog Wilhelms sechs volle Jahre lang in den Grundsätzen jesuitischer Staatsweisheit so vortrefflich unterrichtet, daß man ihn in seinem achtzehnten Jahre als ein Muster eines echt jesuitischen Herrschers hinstellen konnte. „Alles Glück und aller Segen einer jeweilig guten Regierung", so lehrten die Jesuiten, „sei an die Herstellung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft, denn Religionszwiste hätten von jeher nichts als Unordnung in einen Staat gebracht und die Bürger gegeneinander aufgehetzt. Eben deswegen habe ein Regent es als seine erste Pflicht anzusehen, den Ketzern durchaus keine Nachsicht, Duldung oder Schonung zu gewähren und es dürfe kein Mittel zu streng, kein Opfer zu teuer erscheinen, um die durch die Religionstrennung erschütterte Grundlage der Gesellschaft wieder zu befestigen."

Im Jahre 1596 verließen die beiden Jünglinge Ingolstadts hohe Schule mit dem festen Entschlusse, der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben zu widmen. Im gleichen Jahre übernahm Ferdinand die Regierung seiner Länder, die seit dem Tode seines Vaters vormundschaftlich verwaltet worden waren, und alsbald meldete er seinem Vetter, dem Kaiser Rudolf II., daß er die bisherige Religionsfreiheit in seinen Territorien fernerhin nicht mehr dulden werde. Weil aber der Kaiser in seiner Rückantwort ihn an die große Uebermacht der Protestanten erinnerte und ihm zugleich zu verstehen gab, daß gar leicht ein herber Verlust an Land und Leuten daraus entspringen möchte, so wurde in den ersten zwei Jahren von großartigeren Gewaltmaßregeln noch Abstand genommen. Dagegen benützte man diese Zeit, um die Protestanten durch geringere Bedrückungen zu sondieren, ob sie wohl Mut genug hätten, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Und siehe da, die frommen Patres, welchen natürlich das Geschäft des Pulsfühlens übertragen wurde, fanden heraus, daß die evangelischen Innerösterreicher in echt deutscher Michelhaftigkeit einen allzu großen Respekt vor der Legitimität ihres Fürsten besäßen, als daß sie zu revoltieren wagen würden. Auf diesen Bericht hin beschloß Ferdinand, sein großes Vorhaben nicht länger mehr hinauszuschieben. Doch reiste er noch vorher, anno 1598, nach Rom, um sich den Segen des heiligen Vaters zum Gedeihen des Werkes zu erbitten, und überdem pilgerte er nach Loretto, woselbst er vor dem Bilde der Muttergottes das Gelübde, alle seine Lande gründlich vom Ketzertume zu säubern, feierlich erneuerte.

Kaum war er aber von Rom, woselbst er im Profeßhause der Gesellschaft Jesu sein Absteigequartier genommen hatte, zurückgekehrt, so berief er seine drei hauptsächlichsten jesuitischen Rat-

geber, ohne die er damals nie etwas unternahm, nämlich seinen Beichtvater, den Pater Bartholomäus Viller, sowie die beiden Rektoren Haurer und Neukirch in sein Kabinett und hier wurde nun, nachdem man noch den katholischen Stadtpfarrer von Graz, namens Lorenz Sunabenter herbeigezogen hatte, der Feldzugsplan gegen die Evangelischen besprochen. Es war dies ein sehr einfacher. Derselbe eröffnete sich damit, daß Sunabenter in einer wohlstilisierten Eingabe sich beim Erzherzog bitter darüber beschwerte, wie die evangelischen Prädikanten sich unterstehen, in seinem Pfarrbezirk zu taufen, zu kopulieren und andere seelsorgerliche Handlungen vorzunehmen. Solche Behauptung fußte durchaus auf Wahrheit, nur vergaß der Herr Stadtpfarrer beizufügen, daß die evangelischen Prädikanten diese Befugnisse seit vielen Jahren der Religionsfreiheit gemäß ganz ungehindert ausgeübt hatten.

Wie beantwortete nun aber der Erzherzog die Eingabe Sunabenters? Einfach damit, daß er die Handlungsweise der Prädikanten für einen Friedensbruch und zur Strafe hiefür die den Protestanten früher bewilligte Religionsfreiheit für erloschen erklärte. Demgemäß erging sofort, am 13. September 1598, ein Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb 14 Tagen zu schließen, sowie ein fernerer Befehl, am 23. September, an die Prediger und Schulmeister selbst, alles Predigen und Unterrichten sogleich einzustellen und innerhalb acht Tagen bei Todesstrafe das Land zu verlassen. Ganz gleichlautende Erlasse erfolgten den Monat darauf für die übrigen Provinzen Innerösterreichs und zwar mit der weiteren Verfügung, daß sofort alle Evangelischen und Ketzer zur katholischen Religion zurückzutreten oder aber augenblicklich ihre Habe zu verkaufen und nach Entrichtung des zehnten Teiles vom Erlös das Land zu verlassen hätten.

Man sieht, Erzherzog Ferdinand führte eine ganz unverblümte Sprache und verhehlte seinen großen Zweck auch nicht im Geringsten. Allein, was taten nun die Protestanten, als sie sahen, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handle? Sie bildeten die große Mehrzahl der Einwohnerschaft und konnten also mit Leichtigkeit Widerstand leisten, wenn sie nur wollten, besonders da auch der meiste Besitz in ihren Händen war. Doch — leisteten sie Widerstand? Ja, einzelne Landgemeinden taten es und auch einzelne Städte, wie z. B. Klagenfurt, die Hauptstadt von Kärnten. Die andern aber beschränkten sich alle aus lauter falschverstandener Untertanendemut auf flehentliche Bitten oder höchstens auf heftige Proteste — wie jetzt der Michel Frankreich gegenüber — und so wurde es dem Erzherzog leicht, die gewaltsame Opposition der wenigen vereinzelten Gemeinden mit seinen

angeworbenen Truppen zu brechen. Der Sieg wäre ihnen sicher und gewiß gewesen, wenn sie auch nur die Miene angenommen hätten, sich in Masse gegen ihre rücksichtslosen, fanatischen Unterdrücker zu erheben! Unter benannten Umständen aber erging ein Strafgericht über sie, wie noch selten eines über eine im Sturm eroberte Stadt ergangen ist.

Sobald nämlich die Jesuiten zu ihrer eigenen Verwunderung sahen, daß sich die Hunderttausende ihrer ketzerischen Gegner ganz demütig alles gefallen ließen, bewogen sie ihr Werkzeug, den Erzherzog, ein großes Inquisitionstribunal zu errichten, und die Abgesandten dieses Tribunals durchzogen unter dem Titel von landesherrlichen Kommissären das ganze Land von Ortschaft zu Ortschaft, von Stadt zu Stadt, wie die Tscheka in Rußland, um die verirrten Lämmer in den Schafstall der Alleinseligmachenden zurückzuführen. Diese Zurückführung geschah aber natürlich nicht durch das Mittel der sanften Ueberredung oder gar durch die Ueberzeugung aus der Bibel, sondern vielmehr durch das Schwert der Soldaten, von denen sich die Kommissäre begleiten ließen und insbesondere durch die Furcht vor dem Galgen.

Ja, vor dem Galgen. Denn vor jedem Dorfe, vor jeder Stadt ward ein solcher errichtet, und wer nicht alsbald auswanderte oder den Protestantismus abschwor, der durfte des Baumelns gewärtig sein. Auf diese Weise triebens die Jesuiten fünf volle Jahre lang in den innerösterreichischen Provinzen und während dieser Zeit verbrannten sie mehr als 40000 Bibeln, wie sie auch der Kürze halber eine Menge von protestantischen Kirchen entweder mit Kanonen zusammenschossen oder mit Pulver in die Luft sprengten. Mit dem Eintritt des Jahres 1600 aber durften sie sich rühmen, mit alleiniger Ausnahme von etwas über 30000, die ausgewandert waren, die sämtlichen Ketzer wenigstens äußerlich „bekehrt" und dem ganzen Lande die Ruhe des Kirchhofs gegeben zu haben.

Mit großer innerer Entrüstung sahen die protestantischen Fürsten Deutschlands den Vorgängen im Innerösterreichischen zu. Aber sie sahen zu, ohne weder Hand noch Fuß zu rühren, und somit flüsterten nur die Jesuiten, ausgehend von dem Grundsatze, daß man das Eisen schmieden müssen, solange es warm ist, dem Kaiser Rudolph II. beständig ins Ohr, daß jetzt der wichtige Zeitpunkt sei, um in allen österreichischen Staaten die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Rudolph zeigte sich auch durchaus nicht abgeneigt, diesem Rate Folge zu leisten und ernannte unter anderem für sein Erzherzogtum Oesterreich einige Kommissäre, welche in den Jahren 1599—1603 das ganze Land durchzogen, um die protestantischen Geistlichen zu verjagen. Auch schenkte er den Söhnen Loyolas einen großartigen Wohnsitz nebst einigen

den Protestanten entrissenen Kirchen in Linz, der Hauptstadt Oesterreichs „ob der Ens“ und es entstand daraus ein so prächtiges Kollegium, wie es sonst nur wenige gab. Dagegen mußte er davon abstehen, in seinen beiden Königreichen Ungarn und Böhmen ähnliche Maßregeln durchzusetzen, dieweil dieselben sich sonst, unterstützt von den Türken, seinem Szepter ganz entzogen haben würden und in dieser Richtung konnten also die vier Jesuitenpatres, welche den schwachen Monarchen im letzten Jahrzehnte seines Lebens fast ganz beherrschten, nicht durchdringen.

Wenn nun aber auch der Orden Jesu vorderhand wenigstens auf besagte Gewaltmaßregeln verzichten mußte, so entschädigte er sich damit, daß er nunmehr anfing, die Katholischen durch Schmähschriften aller Art zum konfessionellen Haß gegen die Evangelischen aufzureizen, und die Tatsache steht fest, daß es derselbe hierin zu einer wahrhaften Virtuosität brachte, obwohl auch die Protestanten die Antworten nicht schuldig blieben. Auch wäre es sicherlich sehr ergötzlich, dem Leser eine Partie solcher Schimpfschriften aufzutischen, allein aus guten Gründen verzichte ich hierauf und der Leser erhält daher nur einige wenige Brocken statt einer ganzen Mahlzeit.

So schrieb der Jesuitenpater Andreas: „Es sei besser, sich mit dem Teufel, als mit einem lutherischen Weibe zu verheiraten, dieweil man den Teufel mit Weihwasser und Exorzismus vertreiben könne, während bei lutherischen Weibern Kreuz, Chrysam und Taufwasser verloren seien“. So meinte der Jesuit Grether: „Daß wer das Abendmahl unter beiderlei Gestalten von den Lutherischen empfange, geradezu den Teufel in den Leib bekomme.“ So pflegte der Jesuit Konrad Vetter die Evangelischen nie anders, als „Schelme, Bösewichter und Verräter“ öffentlich zu titulieren, Luther war ihm „ein versoffener Apostat, ein Dieb und Räuber, eine unflätige Sau, eine unsinnige Bestie, des Teufels Spießgeselle.“ So gab der Jesuit Christof Ungersdorf in einer im Jahr 1610 herausgekommenen Broschüre den evangelischen fürstlichen Reichsständen folgende schmeichelhafte Beinamen: Dem Kurfürsten von Sachsen „die durchlauchtig Saue“; dem von der Pfalz „die Bestie von Heidelberg“; dem Landgrafen von Hessen „das hochgelehrte Schwein“; dem Herzog von Württemberg „der reiche Tempelräuber zu Stuttgart“; dem Markgrafen von Brandenburg „der Büttel von Ansbach“; dem Pfalzgrafen von Neuburg „sinnloser und rasender Narr“.

Aber es genügte den Söhnen Loyolas nicht, die Lutherischen mit Schmach und Hohn aller Art zu überhäufen, sondern sie forderten sowohl von der Kanzel herab als in Druckwerken die Katholiken ungeschminkt zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand auf und Anton Possewin, eines ihrer

angesehensten Mitglieder, ging sogar so weit, daß er dem Kaiser Ferdinand I. die ewige Seligkeit absprach, weil derselbe so gottlos gewesen sei, den Protestanten den Religionsfrieden zu gewähren. „Wozu“ — so riefen die Patres Adam Tanner, Paul Windeck und Vitus Ebermann — wozu haben wir Gelder, wozu Soldaten, Säbel und Kanonen, als um sie gegen unsere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir also, den Ketzern auf den Leib zu rücken; was zaudern wir, das Luthertum und den kalvinischen Greuel mit Stumpen und Stiel auszurotten? Tötet sie, schlagt sie nieder, reißt sie zu Boden, macht ihnen den Garaus, zündet ihnen die Häuser über dem Kopf an, daß die verhaßte Brut endlich vom Erdboden verschwinde!“ Also riefen die frommen Patres und es konnte also in Deutschland kein Zweifel darüber sein, daß sie nichts anderes bezweckten, als einen großen allgemeinen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus.

Solches mußte jedem noch klarer werden, der das Gebaren der Patres in Bayern eines eindringlicheren Blickes würdigte. Hier waren dieselben schon unter Albrecht V. zu großer Macht gelangt und noch mehr geschah dies unter seinem Sohn und Nachfolger Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte. Auf dessen Erziehung hatte nämlich der Jesuit Hoffäus einen so bedeutenden Einfluß gehabt, daß man dem Orden schon deswegen unter dem zukünftigen wilhelminischen Regimente die glänzendste Zukunft prophezeien konnte. Diese Erwartungen wurden aber noch dadurch bedeutend übertroffen, daß der Erbprinz anno 1568 die überfromme Renata, die Tochter Herzog Franz I. von Lothringen, heiratete und deren Beichtvater, den Jesuiten Dominikus Mangin auch zu dem seinigen machte. Dieser innerlich zwar ungemein anmaßende, äußerlich aber überaus geschmeidige und hofmännische Jesuit wußte sich nämlich nach kurzem schon seines vornehmen Beichtsohns vollkommen zu bemeistern. Wilhelm ließ sich, nachdem er an die Regierung gelangt, wie ein Kind von ihm leiten und wetteiferte von da an mit seiner Gemahlin in der tollsten Verschwendung zu Gunsten des Ordens Jesu, wovon die Prachtbauten in München selbst das beste Zeugnis geben. Weil aber diese Verschleuderung des Landesvermögens nach und nach ins Ungeheuerliche ging und der Regent zuletzt für nichts mehr Sinn hatte, als für jesuitische Angelegenheiten — insbesondere liebte er es, mit seinem geliebten Beichtvater in der ärgsten Sonnenhitze in der ärmlichsten Pilgrimskleidung zu Fuß nach Duntenhausen oder auch nach Altötting zu wallfahren und dort bedeutende Opfer zu bringen, so entstand endlich eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke und der Herzog sah sich infolgedessen genötigt, anno 1596 zu

Gunsten seines Sohnes Maximilian abzudanken. Er zog sich nach seiner Abdankung in das Kollegium der Jesuiten in München zurück und starb daselbst als eine Art Heiliger erst anno 1626 mit Hinterlassung einiger Gebetbüchermanuskripte.

Nunmehr meinten die Bayern, es werde das goldene Zeitalter für sie beginnen, denn man wußte aus vielen Aeußerungen des jungen Regenten, daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, sein Land zur höchsten Blüte zu bringen, allein — man hatte die Rechnung ohne die Jesuiten gemacht. Maximilian I., Herzog von Bayern von 1596—1651, war, wie wir wissen, mit Erzherzog Ferdinand in Ingolstadt von den Vätern der Gesellschaft Jesu erzogen werden und hatte völlig ihre Grundsätze eingesogen. Man kann sich also wohl denken, daß der Einfluß der Jesuiten mit seinem Regierungsantritt kein geringerer wurde, als er unter seinem Vater gewesen; nur äußerte er sich auf eine andere Weise, weil Maximilian ein Mann ganz anderen Schlages war und sich eines energischen Geistes sowie einer nicht geringen Bildung rühmen konnte. Wie und worin aber äußerte sich nun bei ihm der jesuitische Einfluß? In nichts geringerem, als darin, daß sie ihm die Ueberzeugung beibrachten, Gott habe ihn zum Rüstzeug auserse hen, um ganz Deutschland zur Glaubenseinheit zurückzuführen und dem verhaßten Ketzertum ein für allemal ein Ende zu machen.

In Bayern selbst gab es für den glaubenseifrigen Fürsten in dieser Beziehung nichts zu tun, denn das ganze Land war dank der Fürsorge seiner Vorfahren gut katholisch geblieben, und es erwachte daher in seiner ehrsüchtigen Brust ein großer Neid auf seinen Jugendfreund und Schwager Ferdinand von Innerösterreich, dessen Heldentaten auf kirchlichem Gebiete damals die ganze katholische Welt elektrisierten. Was war also natürlicher, als daß die Jesuiten diesen Neid zu immer höheren Flammen anbliesen und dem nach ähnlichem Ruhm Dürstenden den Weg angaben, wie er sich sogar einen noch viel größeren gewinnen könne? Daran nämlich zweifelte Maximilian von Anfang an nicht, daß der Religionsfrieden, welchen der Kaiser im Jahr 1555 mit den Protestanten abgeschlossen hatte, jeden Augenblick von den Katholiken gebrochen werden dürfe, dieweil nach jesuitischer Anschauung die Freigebung einer „irrigen“ Religion eine rechtlich unerlaubte Handlung sei, und folglich handelte es sich bloß darum, wann man denselben brechen solle. Um aber, sobald dies „wann“ eintrete, mit Aussicht auf Erfolg gewinnen zu können, sammelte er in aller Stille Soldaten, Kriegsmaterial und Geld, vorgebend, es geschehe dies wegen eines drohenden Türkenkrieges, in Wahrheit aber nur allein des großen Glaubenskriegs halber, auf dessen Ausbruch die Jesuiten nunmehr mit aller Macht hinarbeiteten.

Ehe sie jedoch den Vorhang zu dieser furchtbaren Tragödie aufzogen, wollten sie den Helden derselben vorher gleichsam einexerzieren und sie führten deshalb nunmehr einige Vorspiele auf, von denen zwei besonders bemerkenswert sind, nämlich die gewaltsame Wegnahme und Bekehrung von Donauwörth sowie den Uebertritt Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg zum katholischen Glauben nebst der Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen.

Donauwörth war in früheren Zeiten eine bayerische Stadt gewesen, hatte sich aber schon seit 1420 Reichsfreiheit errungen und diese ihre Freiheit durch fast volle zwei Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt. Den Glauben der Einwohnerschaft anbelangend gehörte ein Teil noch dem Katholizismus an und dieser fand seinen Hauptstützpunkt in dem Kloster zum heiligen Kranz, das der Benediktinerorden daselbst besaß. Mehr als vier Fünfteile der Bürger aber bekannten sich zum lutherischen Glauben und man konnte also den letzeren Glauben als den herrschenden bezeichnen. Doch kamen seit dem Religionsfrieden 1555 beide Parteien ganz gut miteinander aus und es hatte sich sogar in den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ein förmliches Freundschaftsverhältnis zwischen Katholiken und Evangelischen hergestellt. Da gelang es nach dem Hingang des toleranten Abtes Christof Gerung (im Mai 1602) den Jesuiten durch die Fürsprache ihres großen Gönners Maximilian I. sowie ihres besonderen Freundes, des Bischofs Heinrich V. von Augsburg, die Mönche dahin zu bestimmen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein bayerisches Landeskind, zum Abte erwählten, und nun sollte es mit dem Frieden ein baldiges Ende nehmen.

Auf das Anraten seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Johann Buslidius nämlich ermunterte Herzog Maximilian den Hörmann, sich die seit Dutzenden von Jahren bestehende magistratliche Verordnung, daß keine öffentlichen Prozessionen mit Kreuz und Fahne durch die Stadt abgehalten werden dürften, nicht mehr gefallen zu lassen und der Abt befolgte sofort im Jahre 1605 diesen Wink. Am Fronleichnamstage veranstaltete er also einen großen pomphaften Umzug und verletzte dadurch das Gefühl der protestantischen Einwohner nicht wenig. Es kam übrigens zu keiner Ruhestörung dabei und die einzige Folge war, daß sich der Magistrat Ähnliches für die Zukunft verbat. Letzteres aber nahm der Abt, sowie der genannte Bischof von Augsburg, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, mit großem Mißfallen auf und beide beklagten sich beim kaiserlichen Reichshofrate über den Druck, unter dem die Katholiken Donauwörths zu leiden hätten. Der Reichshofrat, sonst eben keine rasch arbei-

tende Stelle. gab bereits im Oktober 1605 die Entscheidung, daß derlei Umzüge stattfinden dürften und machte den Magistrat für alle etwaigen Ausschreitungen verantwortlich. Der Magistrat aber blieb dabei, daß es besser wäre, den gemeinen Mann nicht absichtlich zu reizen und forderte den Abt zum Friedenhalten auf. Dessenungeachtet veranstaltete Hörmann am 11. April 1606 einen noch prunkhafteren Um ug nach einem benachbarten Dörfchen und machte dieses sein Vorhaben der ganzen Einwohnerschaft den Tag zuvor von der Kanzel herab auf eine recht höhnische Weise kund. Somit konnte es nicht ausbleiben, daß der temperamentvollere Teil unter den Evangelischen sich zusammenrottete und die Prozession nicht nur mit einem Steinhagel begrüßte sondern auch eine Kirchenfahne in Stücke zerriß. Natürlich lief jetzt eine noch viel energischere Klage beim Reichshofrat ein und nachdem vielfach hin- und hergestritten worden war, beauftragte Kaiser Rudolf II. auf das Andrängen Maximilians I. den letzeren, „die Katholiken in Donauwörth gegen ferneren Unglimpf zu schützen, sintemalen der Magistrat offenbar zu schwach sei, um die übel gesinnte Bürgerschaft im Zaume zu halten.“

Jetzt hatten es die Jesuiten so weit, als sie es bei diesem abgekarteten Spiele haben wollten, und das übrige war nur Kinderspiel. Zuerst schickte Maximilian einige Kommissäre in die Stadt, um die nötigen Schutzanordnungen zu treffen, aber diese Herren, von dem Jesuiten Johann Buslidius vorher genau unterrichtet, wie sie verfahren sollten, benahmen sich mit einem Uebermute, daß ihnen die Bürgerschaft die Tore wies. Nunmehr hieß es, Donauwörth befinde sich in offener Rebellion gegen die kaiserliche Majestät, und die jesuitische Umgebung Kaiser Rudolfs drang sofort solange in Letzteren, bis derselbe sich endlich am 3. August 1607 dazu bringen ließ, die Stadt in die Reichsacht zu verfällen. Die Vollziehung derselben wurde selbstverständlich dem Herzog Maximilian, als dem nächsten katholischen Reichsstand, übertragen und dieser umzingelte sofort Donauwörth mit einer so ansehnlichen Streitmacht, daß an langen Widerstand nicht zu denken war. Ueberdies nahm sich kein einziger der protestantischen Fürsten der bedrängten Bürgerschaft an und somit blieb derselben nichts übrig, als am 17. Dezember 1607 dem bayrischen Herzoge die Tore zu öffnen. Doch tat sie dies nur unter der Bedingung, daß niemand in seiner Religionsfreiheit sollte gestört werden und diese Bedingung getreulich zu halten versprach Maximilian „bei seinen fürstlichen Ehren.“

Wie hielt er nun aber dieses Versprechen? Auf eine ganz eigentümliche Weise und „seinen fürstlichen Ehren“ keineswegs entsprechend. Seine weltlichen Räte nämlich rieten ihm, das

Religionswesen der eroberten Stadt unangetastet zu lassen und dieselbe nur solange besetzt zu halten, bis die Kriegskosten bezahlt seien, denn, wenn er anders handle, so müßten, weil Donauwörth bislang eine freie Reichsstadt gewesen, notwendig sehr schlimme Zerwürfnisse mit den protestantischen Reichsständen für ihn daraus entstehen. Seine geistlichen Ratgeber aber, an ihrer Spitze der Jesuitenbeichtvater Johann Buslidius, die er mit nach Donauwörth genommen hatte, verlangten von ihm, daß er sofort dem Ketzertum in Donauwörth mit Gewalt ein Ende mache und die Stadt, um den Katholizismus bleibend darin zu erhalten, seinen Erblanden ohne weiteres einverleibe. Sie wußten wohl, daß dies ein offener Bruch des Religionsfriedens sei und daß der Herzog, wenn er ihnen folge, vor aller Welt als ein Ehr- und Wortbrüchiger erscheinen müsse. Allein über den letzteren Punkt beruhigten sie ihn leicht mit dem Satze, daß es ein religiöses Verdienst sei, Ketzern das Wort nicht zu halten. Was aber den ersteren Punkt anbelangte, so meinten sie voll Hohn, die protestantischen Reichsstände würden es wegen einer solchen Kleinigkeit nicht zum Aeußersten kommen lassen, da sie ja auch zu den Vorgängen in Innerösterreich und an anderen Orten geschwiegen hätten; sollten sie sich aber in der Tat zu kräftigeren Schritten entschließen, dann sei ja der eigentliche Zweck „die Eröffnung des großen Glaubenskampfes, erreicht, und in diesem müßten sicher die Katholiken die Oberhand behalten, weil Maximilian gerüstet dastehe und die protestantische Partei nicht“. Solchen Argumenten konnte natürlich das zarte Gewissen Maximilians nicht widerstehen und demgemäß traf er sofort alle zur Unterdrückung des Protestantismus notwendigen Anordnungen. Insbesondere jagte er alle lutherischen Geistlichen zu den Toren hinaus und überwies die sämtlichen Kirchen den Söhnen Loyolas. Ebenso verfuhr er auch mit den evangelischen Lehrern, welche alle ohne Ausnahme durch katholische ersetzt wurden. Die Bürger aber hielt man mit Gewalt an, ihre Kinder, wie bisher zur Schule zu senden und nicht minder wurden sie genötigt, in die Messe zu gehen, wenn sie nicht auf alle Weise gehudelt und gepudelt werden wollten. Kurz, es wurde kein Mittel, auch das schlechteste nicht, gescheut, um die Bürger zur Annahme des alten Glaubens zu zwingen, und da Maximilian zugleich den anderen Rat der Jesuiten Donauwörth in eine bayrische Landstadt umzuwandeln, mit Bewilligung des jesuitisch-bigotten Kaisers Rudolf II. ebenfalls durchführte, so gelang das Bekehrungswerk in wenigen Jahren ganz vollkommen.

Und die protestantischen Stände? Nun, diese waren eben damals zusammen mit den katholischen auf einem Reichstag in Regensburg versammelt und sahen recht wohl ein, was dieses Gewaltsverfahren eigentlich zu bedeuten habe. Sie sahen ein,

daß die Besetzung Donauwörths nichts anderes sei, als sozusagen der Umsturz des ersten Strebepfeilers am großen Religionsfriedensdom und daß zweifellos im hohen Rat des Ordens Jesu beschlossen worden sein müsse, das Vertilgungswerk des Ketzertums bei den schwächsten Gliedern der protestantischen Stände, bei den kleinen Reichsstädten, zu beginnen, um dann später nach Maßgabe der Umstände die stärkeren an die Reihe kommen zu lassen. Das alles sahen sie recht wohl ein und sprachen es auch unumwunden aus. Allein was taten sie nun? Ach eine Tat erwartete man vergebens von ihnen! Sie begnügten sich vielmehr mit einer Protestation in Worten, um welche sich die andere Partei auch nicht ein Jota kümmerte. Doch entstand ein Gutes daraus, nämlich im Mai 1608 die Gründung der protestantischen Union, welche um Lutherianer und Kalvinisten, die bisherigen geschworenen Todfeinde, das Band der Brüderlichkeit schlingen sollte. Nur hatte diese Union leider zu kurzen Bestand, um eine wirklich nachhaltige Wirkung zu haben und überdies rief Juli 1609 Maximilian I. die katholische Liga ins Leben.

Welches waren also die Folgen des jesuitischen Attentats auf Donauwörth? Nichts anderes, als die nunmehr offen zu Tag liegende Spaltung Deutschlands in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harrten, um einander tötlich zu bekämpfen. Die Jesuiten waren also ihrem großen Ziel, der gewaltsamen Rekatholisierung Deutschlands, bedeutend näher gekommen.

Die Jesuiten kamen also, wie man sieht, ihrem großen Ziele immer näher; doch mußte, ehe der eigentliche große Glaubenskampf begann, noch ein zweites Vorspiel aufgeführt werden, nämlich die Katholischwerdung Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg und die Ausrottung des Protestantismus in seinen Ländern.

Nachdem nämlich der Herzog Johann Wilhelm III. von Jülich und Cleve im März 1609 ohne unmittelbare Nachkommen verstorben war, glaubten die beiden fürstlichen Häuser Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg gleiche Rechte auf das Erbe zu haben und es ward sofort Jülich vom Erbprinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Cleve aber vom Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg in Besitz genommen. Jeder der beiden hohen Herrn hätte aber gern das ganze Erbe gehabt und jeder von ihnen wandte sich daher an die protestantische Union, deren Mitglieder sie beide waren, verlangend, daß sich dieselbe auf dem Reichstag für ihn verwende. Die Union hätte sich also darüber entscheiden sollen, welchem von beiden Prätendanten sie

den Vorzug gäbe, und es schien in der Tat eine Zeitlang, als ob Kurbrandenburg den Sieg davontragen würde. Doch schien dies nur so, denn die Mitglieder der Union waren viel zu uneinig und energielos, um sich irgend definitiv zu entscheiden und Kurbrandenburg wie Pfalz-Neuburg ward daher von einem Termin zum andern hinausgeschoben. Da wurde dem Wolfgang Wilhelm auf Anraten der Jesuiten durch den Gesandten Philipps III., Königs von Spanien, angedeutet, daß es ein ganz probates Mittel gebe, sich der ganzen Erbschaft zu versichern, nämlich wenn Wolfgang Wilhelm durch Verschwägerung mit dem bayerischen Hause die mächtige Fürsprache Maximilians I. und der mit ihm verbundenen Liga gewinne.

Dies leuchtete dem Pfalz-Neuburger ein und er warb demgemäß um die Hand der Prinzessin Magdalena, der Schwester Maximilians. Dieser aber sagte zwar nicht Nein, erklärte dagegen aufs bestimmteste, daß er nun und nimmer einen Ketzer seinen Schwager nennen werde. Dies war deutlich gesprochen und konnte nicht mißverstanden werden. Doch Wolfgang Wilhelm hatte bisher, wie überhaupt seine ganze Familie, unter die orthodoxesten aller orthodoxen Lutheraner gehört und er rühmte sich, daß er die Bibel des Jahres einigemal durchlese. Wie mochte also von ihm erwartet werden, daß er je seinen Glauben ändern könnte? Allein merkwürdig, es wurden nun doch plötzlich in dem Herzen des Neuburgers Zweifel rege, ob er bisher den wahren Glauben gehabt habe, und wie er bald zur Betreibung seiner Hochzeitsaffaire in München ankam, wußte ihn daselbst der schon oft genannte Jesuit Johann Buslidius so vortrefflich zu bearbeiten, daß es am Ende gänzlich bei ihm zum Durchbruch kam. Somit trat er im Juli 1613 heimlich — er fürchtete den Zorn seines alten noch lebenden Vaters — zur katholischen Religion über und heiratete vier Monate später Herzog Maximilians Schwester. Nicht lange nachher jedoch verbreiteten die Jesuiten absichtlich die Kunde seines Uebertrittes, um ihn zu zwingen, aus der Heimlichkeit hervorzutreten, und solches tat er auch richtig im Mai 1614, nicht achtend darauf, daß diese seine Handlungsweise seinem alten Vater notwendig das Herz brechen mußte, der auch richtig zwei Monate später starb.

Ihren ersten Zweck, den Rücktritt Wolfgang Wilhelms zum katholischen Glauben, hatten also die Jesuiten erreicht und nun konnte es ihnen auch nicht schwer fallen, ihre zweite Absicht „die Ausrottung des Ketzertums in den Pfalz-Neuburgischen Landen“ durchzusetzen. Konvertiten treten ja gewöhnlich als wütende Eiferer für den neuangenommenen Glauben auf, um der Welt zu beweisen, daß es ihnen mit ihrem Uebertritt Ernst gewesen sei; man vergleiche in unseren Tagen die fanatischen Winfried-

bündler. Wolfgang Wilhelm machte keine Ausnahme von dieser Regel. Deswegen versicherte er auch schon wenige Tage nach seinem Uebertritt den Papst Paul V. in einem eigenen Sendschreiben seiner unbedingten Ergebenheit und setzte dann wörtlich hinzu, daß er entschlossen sei „das Luthertum auszurotten, der Römischen Kirche Säule zu sein, die Freistellung der evangelischen Religion abzustellen, das Aeußerste gegen die Protestierenden zu unternehmen und ihr Verderben und Untergang zu suchen.“ Umgekehrt aber — und eben hiedurch bewährte er sich als einen echten Zögling der Jesuiten — scheute er sich auch nicht, zwei Monate später bei seinem Regierungsantritt seinen lutherischen Untertanen die unverkümmerte Bewahrung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit in einer eigenen Urkunde feierlichst zuzusagen, denn sonst hätten ihm diese Leute nicht gehuldigt — was lag denn an einer solchen Zusage, wenn die Jesuiten einem die Mentalreservation, den geheimen Vorbehalt: ich halte mein Versprechen doch nicht, denn Ketzern braucht man ein Versprechen nicht zu halten, gelehrt hatten.

Seine feierliche Zusage der Glaubensfreiheit brach dann auch der von den Jesuiten verhetzte hohe Konvertit schon nach kürzester Zeit. Gleich nach seiner Ankunft in Neuburg, der Hauptstadt seiner väterlichen Erblande, im Februar 1615 übergab er die Schloßkirche den beiden Jesuiten Jakob Reihing und Anton Walser, seinem und seiner Frau Beichtvater, und nun gings mit allem Eifer an die Austreibung des Luthertums. Die Mittel aber waren dieselben, wie in Donauwörth und anderswo, nämlich Verjagung der protestantischen Pfarrer und Lehrer, Absetzung aller widerspenstigen Beamten, Bedrückungen aller Art gegen solche, die im Ketzertum ausharrten und Begünstigung derer, die zur katholischen Kirche übertraten. Diese Mittel, besonders auch eine starke Einquartierung in den Häusern der Widerspenstigen, erwiesen sich meist als probat, und sowohl die Neuburger als auch die Bewohner der übrigen Ortschaften des Fürstentums wurden schon nach wenigen Monaten oder Jahren mürbe. Wenn aber je das zum Aeußersten gebrachte Volk einen Aufstand erregte, ei dann wars Rebellion und gegen solche brauchte man sofort die blanken Waffen. In dieser Weise gelang es, dem Luthertum sowohl im Neuburgischen als auch in dem Fürstentum Jülich, in welchem sich Wolfgang mit Hilfe der Liga behauptete, in verhältnismäßig kurzer Zeit den Garaus zu machen.

Aus der bisherigen Darstellung des Treibens der Jesuiten in Deutschland ersieht man, daß nur sie es waren, welche zu einem großen Vernichtungskampf gegen das Ketzertum hindrängten, denn vorher, ehe sie kamen, hatte zwischen Katholiken und Protestanten tiefer Friede geherrscht. Die Protestanten trifft also keine Schuld, die allein ausgenommen, daß sie sich nicht gleich zu Anfang, als die ersten gewaltsamen Bekehrungen jesuitischerseits in Szene gesetzt wurden, mit den Waffen in der Hand zur Wehr setzten und nicht Gleiches mit Gleichem vergalten. Hätten sie dies schon bei den ersten Protestantenhetzen im Fuldaischen Mainzschen u. s. w. getan und hätten sie sich insbesondere bei der Kölner Affaire nicht das Zeugnis der größten Zerrissenheit, wenn nicht gar Feigheit ausgestellt, so wäre der Mut der Jesuitenpartei nicht mit jedem Jahre gewachsen. Eine allzugroße Passivität und Energielosigkeit, ein allzu eingefleischter Untertänigkeitssinn gegen die „Gesetze“ ist der einzige Vorwurf, den man ihnen mit Recht machen kann. Die konfessionelle Hetzerei und Schürerei ging rein bloß von den Söhnen Loyolas aus; auf ihnen liegt alle Verantwortung für den wahnsinnigen Greuel des nun folgenden dreißigjährigen Glaubenskampfes.

Die verschiedenen Vorspiele hatten die Welt auf die kommende Tragödie hinlänglich vorbereitet und es dünkte nun den Jesuiten an der Zeit zu sein, mit dem Trauerspiel selbst zu beginnen. Dies konnten sie freilich erst, so kalkulierten sie richtig, wenn die oberste Leitung der Geschicke Deutschlands sich in den Händen eines Fürsten befand, der einer solchen furchtbaren Aufgabe gewachsen war. Es mußte ein Mann sein, ausgestattet mit einer Willenskraft, die sich bis zur hartherzigsten Hartherzigkeit steigerte, so daß er selbst vor dem Schrecklichsten nicht zurückbebte; ein Mann, der in ihren, der Jesuiten, Grundsätzen erzogen, sich fortwährend von ihnen leiten ließ und ihren Eingebungen nie sein Ohr versagte. Nur wenn ein solcher Fürst den deutschen Kaiserthron bestieg und sein schweres kaiserliches Schwert in die Wagschale warf, nur dann ließ sich mit Zuversicht hoffen, daß der Protestantismus in Deutschland trotz seiner immer noch großen numerischen Ueberzahl bis zur Vernichtung geschlagen werden könne. Welch ein Glück für sie, daß es damals einen solchen Fürsten gab, nämlich den Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich. Ihm galt es jetzt vor allem das Szepter zu verschaffen.

So leicht ging dies aber nicht, denn nach dem Tode Kaiser Rudolf II. bestieg anno 1612 dessen Bruder Matthias den Kaiserthron und von ihm war männiglich bekannt, daß er aus verschiedenen Gründen von langer Zeit her schon einen tiefen Groll gegen Ferdinand hege. Hätte es doch Ferdinand vor Jahren schon gerne so weit gebracht, daß der kinderlose Kaiser Rudolf ihm, dem ferner stehenden Vetter, statt dem erbberechtigten Bruder Matthias, die Krone Böhmen und Ungarn übermache. Es schien unmöglich, daß der ebenfalls kinderlose Matthias den Vetter Ferdinand, der ihn vor den Kopf gestoßen zum Erben einsetzte, denn es gab der Vetter noch mehrere und darunter so-

gar einige, welche sich einer näheren Verwandtschaft rühmen konnten. Doch die Jesuiten hatten schon oft bewiesen, daß sie selbst Unmögliches oder wenigstens unmöglich Scheinendes möglich machen könnten und sie bewiesen es auch diesmal wieder.

Vor allem suchten sie die nächste Umgebung des Kaisers auf ihre Seite zu bringen und zwar insbesondere die feilen Weiber, in deren Armen der Monarch zu schwelgen pflegte. Gewiß ein sehr unsauberer Kanal, um auf jemanden einzuwirken, allein der Zweck heiligt das Mittel. Den Buhlerinnen des Matthias wurde also auf alle Weise zugesetzt, heute durch Präsente, morgen durch Schmeicheleien, übermorgen durch eine leicht gemachte Absolution oder durch andere Mittel und so gelang es den schlauen Vätern einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Ohr des Monarchen zu bekommen. Einen noch größeren erlangten sie, als auch der Bischof **Melchior Klesel**, der langjährige Vertraute des Matthias, den dieser gleich nach seiner Thronbesteigung zu seinem ersten Minister gemacht hatte, auf ihre Seite trat. Diesen Klesel, den Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien, hatte dereinst der Pater Georg Scherer zum Katholizismus bekehrt und ein durch die Jesuiten Konvertierter konnte doch offenbar dem Orden Jesu nicht ungünstig sein. Als vollends die frommen Väter dem inzwischen zum Premierminister vorgerückten Bäckerssohne gar noch versprachen, daß sie ihm zu dem längst ersehnten Kardinalshute, dem höchsten Ziel seiner Wünsche, verhelfen würden, wenn er sie in ihren Plänen wegen des Erzherzogs Ferdinand unterstütze, da sagte derselbe unbedingt zu und wurde ihr Freund durch Dick und Dünn. Auch hielten beide Teile ihr Versprechen redlich und ehrlich d. h. Klesel erhielt anno 1616 die Kardinalswürde und stimmte dafür den Matthias in jesuitischem Sinne um.

Das bei weitem größte Verdienst in dieser Sache erwarben sich jedoch die beiden Ordensmitglieder **Pater Pazmann** und **Christof Scheiner** und sie waren es so recht eigentlich, welche den Ferdinand zum Erben des Matthias machten. Pazmann nämlich, wie Klesel, der Sohn armer protestantischer Eltern, die anfangs in Großwardein und dann in Graz ihren Wohnsitz hatten, wurde in seinem siebzehnten Jahre von den Jesuiten zum Katholizismus bekehrt, studierte dann in Graz Theologie und promovierte wegen seiner ausgezeichneten Gaben schon sehr frühe zum Professor an der dortigen Universität. Später trat er in die Dienste des Kardinalbischofs von Gran, Franz Forgats, und hier zeichnete er sich so sehr aus, daß der hohe Prälat ihn sofort nicht nur zu seinem vertrautesten Rate machte, sondern ihn auch im Jahre 1615, als er sich dem Tode nahe fühlte, den ungarischen Magnaten zu seinem Nachfolger empfahl. Auf solches hin begehrten ihn die Magnaten vom Kaiser Matthias zum

Erzbischof und dieser, der ihm sehr wohlwollte, wäre gerne hiezu bereit gewesen, wenn nur die Ordensgesetze den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu nicht die Annahme hoher kirchlicher Würden verboten hätten. Doch da ließ sich ja leicht helfen, wenn Pazmann dem Anschein nach aus dem Orden austrat. Dies tat er und da der Papst Paul V. seine Einwilligung dazu gab, so stand seiner Ernennung nichts mehr im Wege. Als solcher aber kam er mit dem Kaiser Matthias in so viele persönliche Berührung, daß ihn dieser stets lieber gewann und bald gar kein Staatsgeschäft mehr ohne seine Beistimmung entschied. Namentlich zog er ihn auch wegen der Bestimmung seines Nachfolgers in der Regierung über die österreichischen Lande sowie in der Kaiserwürde zu Rate, indem seine beiden noch lebenden Brüder wie er selbst alt, kränklich und kinderlos waren. Pazmann riet ihm natürlich nichts anderes, als alle seine Kronen auf den Erzherzog von Steiermark zu vererben. Er setzte ihm mit seiner großen Beredtsamkeit so sehr zu, daß **Matthias endlich, obwohl nur ungern, zu Anfang des Jahres 1617 einwilligte, den Vetter Ferdinand noch bei Lebzeiten zum Universalerben einzusetzen.**

Doch wäre er nicht so schnell und so vollständig ans Ziel gekommen, wenn ihm nicht sein Mitbruder, der Pater **Scheiner** getreulich in die Hände gearbeitet hätte. Dieser nämlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Professor der Mathematik auf der Universität Ingolstadt wirkend, wurde von dem Erzherzog **Maximilian**, dem Regenten Tirols und einem großen Liebhaber der Mathematik, oft nach Insbruck geladen und hatte sich bei demselben besonders dadurch in Gunst gesetzt, daß er ihm einmal ein sehr wertvolles Fernrohr, welches durch Zufall beschädigt worden war, vollständig wieder herrichtete (im Jahre 1615). Nun ruhte Maximilian nicht mehr, als bis Scheiner seine Professur aufgab und als erzherzoglicher Beichtvater nach Insbruck übersiedelte. In dieser Eigenschaft aber gewann derselbe einen solch außerordentlichen Einfluß über sein alterndes Beichtkind, daß dieses keinen anderen Willen mehr hatte, als den seinigen. Somit ward denn noch im selbigen Jahre 1615 der Erzherzog überredet, in der hochwichtigen Reichsthronerb-Angelegenheit, welche den Jesuiten mehr als irgend etwas anderes am Herzen lag, von freien Stücken einen Schritt nach vorwärts zu tun und nicht nur selbst auf die Erbnachfolge zu verzichten, sondern auch seinen Bruder Albert in den Niederlanden dazu zu bereden. Der Erzherzog willigte ein und reiste sofort in Begleitung Scheiners nach Brüssel. Auch gelang es ihm daselbst, den Bruder zu dem gewünschten Schritt zu bringen, und so nicht minder auch den König von Spanien, Philipp III., welcher als Enkel des Kaisers Maxi-

milian II. ebenfalls Ansprüche an das österreichische Erbe hatte. Nachdem alles dies schriftlich abgemacht und besiegelt war, richtete er im Herbst 1616 seine Schritte nach Prag zum Bruder Matthias, dem regierenden Kaiser, um ihm Rechenschaft von seinem bisherigen Treiben zu geben und letzterer konnte nun fast nicht mehr umhin, den überredenden Worten des Erzbischofs Pazmann sich zu fügen.

Auf diese Art gelang es, den Kaiser Matthias zu bewegen, daß er sich den Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger erwählte und letzterer ward auch sowohl von den Deutschen — die Mehrzahl der Kurfürsten war ja katholisch — als auch von den Böhmen, Ungarn u. s. w. als solcher anerkannt. Natürlich aber nur, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, die Freiheiten und Rechte seiner künftigen Untertanen heilig zu halten, wie er denn namentlich auch den Böhmen vor seiner Krönung einen Eid ablegen mußte, nie einen Buchstaben des sog. „Rudolfinischen Majestätsbriefs", in welchem dem Lande die Religionsfreiheit garantiert wurde, zu ändern oder zu brechen. Doch was gilt ein Eidschwur bei einem Zögling der Jesuiten? Darum jubelten auch die frommen Väter laut auf, daß die Nachfolge ihres geliebten Ferdinand gesichert war. Darum schrieen sie mit heller Stimme in die Welt hinein: „Novus rex, nova lex" d. i. „ein neuer Herrscher, ein neues Gesetz" oder mit anderen Worten: ein frisch auf den Thron gekommener Fürst ist nicht gebunden an die verbrieften und zugeschworenen Rechte seiner Völker. Darum predigte einer der ihrigen, der Pater Andreas Neubauer in Prag von der Kanzel herab: „Der böhmische Majestätsbrief sei der notgedrungenen Erlaubnis von Bordellen in großen Städten gleichzuachten", während andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu ungescheut von der Verbannung und Güterkonfiskation, ja sogar von der Hinrichtung der Evangelischen in allen deutschen Landen als einer Notwendigkeit sprachen. Darum ward es nun aber auch jedem Denkenden klar, daß jetzt mit der Wahl Ferdinands, des großen Protestantenvertilgers in Innerösterreich, der furchtbare Kampf beginnen müsse, auf welchen die Söhne Loyolas schon so lange hingearbeitet hatten.

Und er begann, dieser große Kampf, wie Jedermann weiß, im Mai des Jahres 1618. Er begann in Böhmen und zwar infolge der fortwährenden planmäßigen Aufreizung der Evangelischen durch die Söhne Loyolas, weswegen auch die erste Regierungshandlung der Aufständigen darin bestand, daß sie die Jesuiten auf ewige Zeiten aus Böhmen verbannten. Er begann noch unter dem Regiment des Kaisers Matthias, welcher bekanntlich erst im Jahr 1619 starb; aber derselbe war damals schon so elend, krank und hinfällig, daß man ihn nur noch als ein willenloses Werkzeug in den Händen seines Nachfolgers Ferdinand betrachten konnte. Die ganze furchtbare Verantwortlichkeit für den dreißigjährigen Brudermord ruht daher auf dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Erziehern, Lenkern und Busenfreunden, den Söhnen Loyolas.

Ich will nur noch mit einigen Worten auf den Einfluß, welchen die Jesuiten auf den Gang des Kampfes ausübten, aufmerksam machen.

Vor allem muß konstatiert werden, daß Ferdinand II. im ersten Jahre des Krieges, weil sich fast alle seine Erbstaaten an dem böhmischen Aufstand beteiligten, nahe daran war, der von ihm hervorgerufenen Rebellion zu unterliegen und daß er sich deshalb hinter dem Rücken der Jesuiten durch einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, anno 1619 mit der Bitte unter Gewährung von Religionsfreiheit Frieden schließen zu dürfen an den Papst wandte. Wie aber die Söhne Loyolas hinter diesen geheim gehaltenen Schritt kamen, so schickten sie augenblicklich Botschaft an ihren General Muzius Vitelleschi, bei Papst Paul V. dahin zu wirken, daß er, was auch wirklich nachher geschah, die Bitte des Kaisers abschlägig beantworte. Das Papsttum ist eben bei Kriegen nur dann für Friedensschlüsse, wenn diese seinen Interessen günstig sind, sonst hat das Papsttum im Laufe seiner ganzen langen Geschichte für Pazifismus noch nie etwas übrig gehabt; nur als Sand in die Augen von Eseln ist ihm der Pazifismus recht. Zugleich mußte der damalige kaiserliche Beichtvater, der Pater Johann Weingartner seinem hohen Beichtkinde die Hölle über diese beabsichtigte Freveltat so heiß machen, daß Ferdinand von seinem Vorhaben wieder abstand. Der Jesuiten Werk war es also, daß der Krieg nicht in seinem ersten Beginn wieder erstickt wurde, denn sie wollten ja einen Vernichtungskampf und überdies konnten sie doch keinen Frieden mit Ländern gestatten, deren Regierung das Gesetz erlassen hatte, daß kein Jesuit sich je mehr, bei Todesstrafe, innerhalb ihrer Grenzen blicken lassen dürfe! So taten nämlich außer den Böhmen auch die Ungarn, die Mähren, die Schlesier und die Ober- und Niederösterreicher, und sie taten es zugleich mit einer öffentlichen Ansprache an die Welt, welche, weil dieselbe alle schlimmen Eigenschaften und Handlungen des Ordens Jesu schonungslos aufdeckte, die Jesuiten im höchsten Grad aufregen mußte. In dieser Ansprache heißt es unter anderem: „Wir haben gefunden, daß die Urheber all dieses Unheils die Jesuiten seien, die sich allein dahin verwenden, wie sie den römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen. Zu

solchem Zwecke aber bedienen sie sich der unerlaubtesten Mittel; sie hetzen die Obrigkeiten gegen die Untertanen und die Untertanen gegen die Obrigkeiten auf; sie bewaffnen Freunde gegen Freunde und stiften überall Zwietracht, Aufruhr und Empörung; sie maßen sich allenthalben das politische Regiment an und führen die Lehre ein, daß man denjenigen, so nicht katholischer Religion sind, weder Treu noch Glauben schuldig wäre."

Allein, wenn nun auch Ferdinand II. sich entschloß, den Krieg fortzusetzen, *konnte* er ihn denn fortsetzen? Alle seine Kassen waren ja aufs tiefste erschöpft und seine Armee bestand höchstens noch aus 12000 Mann, welche gegen einen vierfach überlegenen Feind nicht Stand halten konnte. Die Unterstützung von auswärts aber, welche ihm Philipp III. von Spanien zugesagt hatte, wurde nur spärlich geleistet und wollte nicht viel besagen. Doch auch für diese große Not wußten die Söhne Loyolas einen Ausweg und zwar bestand derselbe darin, *daß sie die Hilfe Maximilians I. von Bayern für ihren habsburgischen Schützling gewannen.* Das Haus Wittelsbach stand sonst in keinen besonders freundschaftlichen Verhältnissen zu Oesterreich, denn es war ihm von dem Habsburgern, seit diese den deutschen Kaiserthron inne hatten, gar manche schwere Unbill zugefügt worden. Ueberdies durfte sich Ferdinand II. keineswegs das Zeugnis geben, bislang gegen seinen Jugendgenossen Maximilian wie ein wirklich lieber Freund oder auch nur wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, sondern er hatte vielmehr aus Eifersucht auf alle Art gegen ihn intriguiert, um ihn zu veranlassen, die Hauptmannschaft der Liga abzugeben, und auch sonst war noch Manches vorgefallen, was den Bayernfürsten notwendig erzürnen mußte. Hätte man also nicht meinen sollen, Maximilian werde den jetzigen Augenblick der großen Not des Beherrschers von Oesterreich benützt haben, um sich Genugtuung für all die früher erlittenen Widerwärtigkeiten und Ungerechtigkeiten zu verschaffen? Gewiß, so hätte man denken sollen und die Staatsklugheit gebot dies sogar. Allein die Jesuiten wollten es anders und diese waren am Münchner Hofe allmächtig. So wurde denn dem Herzog von seinem Beichtvater und anderen Mitgliedern des Ordens Jesu unaufhörlich zugesetzt, sich an die Spitze des Kampfes für „Gottes Ehre" zu stellen, indem man ihm mit glühenden Farben die Glorie des Glaubenshelden vormalte. Darum wies denn auch Maximilian den Jugendfreund, als dieser zu Anfang Oktober 1619 hilfeflehend in München erschien, nicht nur nicht ab, sondern sagte ihm im Gegenteil seinen vollen Beistand zu. Und sogar einen sehr uneigennützigen, wie der am 8. Oktober 1619 abgeschlossene Vertrag beweist. Welche Folgen aber dieses *rein bloß durch die Künste der*

Jesuiten zustandegebrachte Bündnis zwischen Ferdinand und Maximilian hatte und wie der erstere nur hierdurch seinen sicheren Untergang in einen Sieg zu verwandeln imstande war, das zeigt uns die lange und blutige Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Aber auch noch in anderer Weise übten die Jesuiten einen außerordentlichen und schürenden Einfluß auf den Gang des großen Glaubenskrieges aus, nämlich *durch die Katholischmachung und Pazifizierung von Böhmen.* Nach der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag im November 1620 hatte der Herzog Maximilian in einer vorübergehenden Anwandlung von Menschlichkeit den Böhmen gegen unbedingte Unterwerfung Sicherheit der Person sowie volle Amnestie versprochen und die Böhmen verließen sich natürlich auf dieses fürstliche Versprechen. Doch den Jesuiten war eine solche Zusage eine äußerst verhaßte, denn es dürstete sie nach dem Blute der ketzerischen Rädelsführer, durch welche sie vor zwei Jahren aus Böhmen verjagt worden waren, und sie lagen daher dem Kaiser Ferdinand beständig in den Ohren, er solle sich nichts um das besagte Maximilianische Versprechen kümmern. Lange widerstand Ferdinand, denn er mochte den Mann, der ihm Böhmen wiedererobert und den Aufstand in den übrigen österreichischen Landen niedergeschlagen hatte, doch nicht so ohne Weiteres gröblich beleidigen. Allein endlich wurde er doch wankend und berief Anfangs Juni 1621 eine geheime geistliche Ratssitzung zusammen, um einen endgiltigen Entschluß zu fassen. Die *Wortführer in dieser Sitzung waren die beiden kaiserlichen Beichtväter, die Jesuitenpatres Johann Weingartner und Martin Bekanus, sowie noch vier andere Jesuiten,* unter denen sich der Rektor des Wiener Kollegiums, Wilhelm *Lamormain* besonders auszeichnete. Den Ausschlag gab der Letztere, indem er mit fester Stimme rief, daß er all das zu vergießende Blut auf sich und sein Gewissen nehme. So erklärte sich denn der Kaiser bereit, *die von den Söhnen Loyolas längst vorbereiteten Todesurteile* zu unterzeichnen. Begonnen wurde die Tragödie mit der am 21. Juni 1621 vollzogenen Hinmordung von 27 der Vornehmsten, Reichsten und Edelsten unter der böhmischen Nation. Zu derselben Stunde aber, da dieses Blut floß, lag der Mörder und Jesuitensklave Ferdinand vor dem Muttergottesbilde zu Mariazell, wohin er gepilgert war, auf den Knieen und betete als echter perverser Jesuitenzögling für die Seelen seiner Schlachtopfer.

Natürlich blieb es bei diesem ersten Bluturteil durchaus nicht, sondern es begann nun ein System von Protestantenverfolgung, das man sich schrecklicher, blutiger, grausamer und niederträchti-

ger gar nicht denken kann. Der Erfinder dieses Systems war nach dem eigenen Zeugnis der Jesuiten ihr berühmter Mitbruder, der obengenannte Wilhelm Lamormain. Ich will sie nicht weiter ausmalen, jene Greuel, die nun in den nächsten vier Jahren zum Zweck der Ketzerbekehrung ausgeübt wurden; ich will nicht davon sprechen, daß man die sämtlichen Nichtkatholiken nicht bloß aller bürgerlichen sondern auch aller menschlichen Rechte beraubte, ich will nicht aufzählen die Taten jener von Ferdinand ernannten sogenannten Reformationskommission mit ihrem Abschneiden von Nasen und Ohren, ihrem Henken, Köpfen und Rädern; ich will selbst jene gräßlichen Soldatenhatzen mit Stillschweigen übergehen, welche darin bestanden, daß die Kroaten oder Kürassiere oder Lichtensteiner angewiesen wurden, das Volk mit gezogenem Säbel oder mit Hunden und Peitschen in die Messe zu hetzen, die Widerspenstigen in enge Käfige, wo man weder sitzen noch liegen noch stehen konnte, zu werfen und dann an den Weibern und Töchtern solange die abscheulichsten Gewalttaten auszuüben, bis diese ihre Männer und Väter auf den Knieen beschworen, dem Ketzertum zu entsagen. Aber meine Schuldigkeit ist's, die Namen derer an den Pranger zu stellen, welche sich bei diesen teuflischen Verfolgungen als Leiter und Schürer am meisten hervortaten und diese sind keine anderen, als die Jesuiten **Adam Krawarski, Andreas Metsch, Leonhard Oppel, Kaspar Hillebrand, Georg Farus, Ferdinand Kollowrat, Friedrich Bridel, und Matthias Vierius.**

Welch gräßliche Folgen diese entsetzliche Schreckensherrschaft für das unglückliche Böhmen hatte, das gibt der Jesuit Balbin, der Geschichtsschreiber jenes Landes und Augenzeuge der Greuel, selbst zu, wenn er sagt: „Es sei wirklich zum Erstaunen, daß nach Allem, was dort geschehen, überhaupt noch Einwohner sich vorfänden. Dagegen kann er konstatieren „die noch vorhandenen Einwohner des verwüsteten Landes bekannten sich sämtlich zum Katholizismus und der evangelische Glaube war gründlich ausgerottet."

Als dritten Beleg für den außerordentlichen Einfluß der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland muß ich bezeichnen die Ausrottung des Protestantismus in Schlesien und als vierten die Ermordung des großen Friedländers, des kaiserlichen Generalissimus.

Das aufständische Schlesien hatte sich Kaiser Ferdinand im Jahre 1621 wieder unterworfen, aber nicht durch Waffengewalt sondern durch einen feierlichen Vertrag, welcher den Schlesiern Generalpardon für die Teilnahme am böhmischen Aufstand und die Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien, also namentlich auch Religionsfreiheit sicherte. Dieser Vertrag wurde vom Kaiser selbst am 17. Juli 1621 mittelst offenen Patents in ganz

Schlesien bekannt gemacht und keiner der daselbst Wohnenden hielt es für möglich, daß ein Fürst und Kaiser ehr- und schamlos genug sein könnte, einen solch feierlichen Schwur zu brechen. Aber Ferdinand II. war ein Schüler der Jesuiten und die Patres Martin Bekanus und Wilhelm Lamormain wußten, wie man sein Gewissen zu beruhigen habe. Somit begann schon im nächsten Jahre ein systematisches Verfolgungssystem gegen die Protestanten in Schlesien und als diese sich nicht sogleich fügten, griff man ganz zu den selbigen Mitteln, mit denen man in Böhmen zum Ziele gelangt war. „Ausrottung der Ketzer" war die Losung, welche die Söhne des heiligen Ignatius vom Morgen bis zum Abend predigten, und die Lichtensteiner nebst andern entmenschten Kriegern dienten dabei als „Seligmacher." Wie grenzenlos grausam aber diese verfuhren, das geht am besten daraus hervor, daß selbst ein Jesuit, der Pater Nerlich in Glogau, deren schaudervolle Taten nicht mehr länger mit ansehen konnte und daher bei Pater Lamormain in Wien ihre Zurücknehmung beantragte. So wurde auch Schlesien durch die Jesuiten dem Katholizismus wieder gewonnen. Was lag daran, daß es dabei die Hälfte seiner Einwohnerschaft verlor und in das bitterste Elend herabsank!

Albrecht Wenzel von Wallenstein, Herzog zu Friedland, Mecklenburg und Sagan hatten die Jesuiten dazu ausersehen, daß er das Haus Habsburg zum alleinherrschenden in Europa und den Kaiser Ferdinand II zum unumschränkten Regenten im deutschen Reiche mache. Das war das große Ziel der Söhne Loyolas: eine katholische, von ihnen gelenkte, Universalmonarchie in Europa. Wallenstein war auch der geeignetste Mann hiezu, und zwar nicht bloß seiner großen Feldherrntalente wegen, sondern noch mehr, weil er im Jesuitenkollegium zu Olmütz erzogen worden war und geistig vollkommen mit ihnen übereinzustimmen schien. Beide Teile kamen länger ganz gut miteinander aus und wenn z. B. der Friedländer die Verleihung der Herzogtümer Sagan und Mecklenburg ganz allein oder wenigstens hauptsächlich der Fürsprache des Paters Lamormain, des einflußreichsten Mannes am kaiserlichen Hof und faktischen Premierministers, verdankte, so setzte dagegen Wallenstein sowohl ihm, als seinen Mitbrüdern gar fleißig mit reichen Präsenten zu und verschaffte dem Orden Jesu in den von seinen Truppen besetzten bisher protestantischen Reichslanden einen festen Grund und Boden. Wie jedoch Wallenstein später in der Zeit der ärgsten Not zum Generalissimus mit völlig absoluter Diktatur ernannt wurde und von dieser Diktatur einen so unumschränkten Gebrauch machte, daß nicht bloß das Heer, sondern auch der Hof sich ganz nach seinem Willen richten mußte, da bemächtigte sich des kaiserlichen Beichtvaters und seiner Ordensbrüder ein

furchtbarer Grimm, denn bisher waren ja sie es gewesen, die ganz allein den Kaiser und das Staatsschiff gelenkt hatten. Ja dieser Grimm steigerte sich zur Wut, wenn sie bedachten, daß der Friedländer eigentlich auf ihren Schultern zu der schwindelnden Höhe, auf der er jetzt stand, emporgestiegen war, und darum beschlossen sie auch sogleich, nachdem sie sich überzeugt, daß sie ihn nicht mehr als ihr Werkzeug benützen könnten, seinen Untergang.

Dies blieb dem Friedländer keineswegs verborgen und er sprach sich daher oft und viel gegen seine nächsten Vertrauten dahin aus, daß er die Jesuiten von Grund des Herzens hasse und sie, sobald als nur immer tunlich, für immer aus dem Reich jagen möchte. Allein die Söhne Loyolas kamen ihm zuvor und im Verein mit Maximilian von Bayern und seinen andern Feinden gelang es ihnen, den Kaiser Ferdinand zu überreden, daß nun, zu Anfang des Jahres 1634, die Zeit gekommen sei, wo man des lästigen Diktators nicht mehr bedürfe. An der bloßen Absetzung und Entfernung des verhaßten Mannes hatten sie aber nicht genug, sondern sie wollten, weil sie ihn fürchten gelernt hatten, seinen Tod, sein gänzliches Abtreten vom Schauplatz dieser Welt, und somit überredeten sie mittelst des Paters Lamormain den Kaiser ohne allzu viel Mühe zur Unterzeichnung der bekannten Blutbefehle, welche am 24. Februar 1634 in Eger vollzogen wurden. Ueberdies waren sie es, welche sich zu Postboten und Postreitern gebrauchen ließen, um mit den verräterischen Feldobersten des Friedländers, besonders dem Gallas, dem Buttler und dem Piccolomini zu unterhandeln, und in ihrem Kollegium zu Prag wurden, wie von Zeitgenossen ausdrücklich bezeugt ist, von den Vollstreckern des Bluturteils die entscheidenden Beratungen gepflogen.

Ein weiterer, fünfter Beleg des außerordentlichen Einflusses der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland liegt in dem berüchtigten Restitutionsedikt, dessen Verfasser sie waren und welches Kaiser Ferdinand II rein bloß auf ihren Rat und durch ihre Einflüsterungen getrieben, am 6. März 1629, als eben das Kriegsglück ihn auf den Zenit seiner Macht gestellt hatte, erließ. Seinem Wortlaut nach sollten die Protestanten gehalten sein, alle seit dem Passauer Vertrage von 1552 an sich gezogenen Klöster, Stifte, Bistümer und Kirchengüter herauszugeben und sie den „rechtmäßigen" früheren katholischen Besitzern zu restituiren, und es jubelte deshalb im Anfang die gesamte katholische Priesterschaft unendlich darüber. Allein nur im Anfang, denn nach wenigen Jahren schon stellte es sich heraus, wie das Edikt eigentlich gemeint sei. Es stellte sich

heraus, daß Kaiser Ferdinand, welcher sich von Anfang an die freie und alleinige Verfügung über seine Kirchengüter vorbehielt, keineswegs gesonnen war, die besagten Güter den früheren Besitzern zurückzugeben, sondern daß er sie vielmehr zu seinem Nutzen und zur Vergrößerung seiner Macht behalten wollte und auch großenteils faktisch behielt. Es stellte sich heraus, daß die Söhne Loyolas jenes Edikt nur deshalb fabriziert hatten, um in allen den Territorien, welche die Protestanten herausgeben sollten, sich selbst festzusetzen, um überall in jenen Bezirken den seit 1552 frei geübten evangelischen Glauben mit Gewalt auszutreiben und ihren Orden alle auf diese Weise eroberten Kirchen nebst dem, was daran hing, einzuräumen.

Deswegen fehlten auch die Söhne Loyolas nie und nirgends, wo eine kaiserliche Kriegsschaar in eine eroberte Stadt einzog, denn sie mußten doch jene ohnehin schon entmenschten Horden anfeuern zu noch größerem Eifer „für Gottes Ehre ihre Lanzen einzulegen," das heißt zu noch scheußlicheren Greueltaten gegen die Protestanten anstacheln; sie mußten allüberall, wohin das kaiserliche oder ligistische Banner vordrang, mit Hilfe der entfesselten Soldateska dieselben Szenen aufführen oder wenigstens aufzuführen suchen, wie in Böhmen und Schlesien zu Anfang des Krieges. So ermahnte z. B. der Pater Lorenz Forer, Professor an der Jesuitenschule zu Dillingen, die Befehlshaber der kaiserlichen Heere mit den Worten: „Werdet nicht matt in eurem Eifer, sondern senget und brennet, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne zu schmelzen beginnen." So ermordete der Pater La-Mournay bei der Eroberung der Stadt Oelnitz durch die Kaiserlichen drei protestantische Geistliche mit eigener Hand und erteilte einem Kranken, als derselbe einem Kinde, das er an den Füßen hielt, an einer Mauer den Kopf zerschmetterte, zum Lohn für diese Tat auf der Stelle Absolution für alle seine Sünden!! So stellten sich die Patres Jeremias Drexel, Fanz Dübuisson, Ignaz Plachy nebst noch vielen anderen Jesuiten oft und viel selbst an die Spitze der Bataillone und in der Schlacht bei Breitenfeld, in welcher Gustav Adolf den Tilly aufs Haupt schlug, fand man sogar einige der Loyoliten unter den Toten.

So zogen in Kaufbeuren, wie auch noch in vielen anderen schwäbischen Reichsstädten, ihrer Neun oder Zehn, neben den kaiserlichen Besatzungstruppen einherschreitend, ein, und zwangen anno 1630 alle Protestanten, entweder auszuwandern oder katholisch zu werden, von welcher Alternative sie selbst bei totkranken Greisen wie z. B. bei dem siebenzigjährigen Bürgermeister Lauber, keine Ausnahme machten. So kam, ebenfalls im Jahre 1630,

der Pater Lamormain in Person nach Augsburg, um in Verbindung mit dem Rektor des dortigen Jesuitenkollegiums, Konrad Reising, das Restitutionsedikt zu vollziehen. Mit Hilfe der mitgebrachten Soldaten waren bald alle protestantischen Kirchen und Schulen entweder geschlossen oder niedergerissen. Diejenigen Einwohner aber, die dessen ungeachtet protestantisch bleiben wollten, trieb man mit der Peitsche in die Messe und gestattete ihnen selbst das Auswandern nicht, außer wenn sie ihr Vermögen zurückließen. „Da gings“, schreibt ein Chronist aus jener Zeit, „also im ganzen Reich: was die Jesuiten wollten, das befahl der Kaiser, das urgierte der Spanier, das probierte der Baier, das insinuierten die Kommissäre, das exequierten die Soldaten, und es ist nicht genugsam zu beschreiben, wie jämmerlich und schrecklich es hergegangen mit Morden, Rauben und Brennen.“

Als sechster und letzter Beleg des jesuitischen Einflusses auf den Gang des dreißigjährigen Krieges sind noch anzuführen die fast außerordentlichen Bemühungen der Söhne Loyolas, das Zustandekommen einer jeglichen Verständigung schon von vornherein zu verhindern, denn Friede sollte um keinen Preis werden, solange noch ein Protestant existierte. Schon im Jahre 1632 suchte der französische Minister Richelieu den Frieden zustande zu bringen und zwar auf eine Weise, welche dem Verstande dieses großen Staatsmannes alle Ehre macht. Damals war nämlich Ferdinand II durch die Siege Gustav Adolfs plötzlich von seiner stolzen Höhe in die tiefste Not herabgeschleudert worden und es schien zweifellos, daß das Haus Habsburg von dem tapferen Schwedenkönige und seinem protestantischen Alliierten schon nach kurzem Kriege zu einem recht demütigenden Frieden werde gezwungen werden, falls nur Maximilian I sich entschließen könnte, sich mit seiner Liga neutral zu verhalten. Dadurch wäre Bayern vom Kriege ganz verschont geblieben und hätte sich zu einer Macht emporschwingen können, welche bedeutend genug gewesen wäre, um den Ton in Deutschland anzugeben, also Vorteile genug, daß ein kluger Regent mit beiden Händen darnach gegriffen haben würde. Auch bot der französische Gesandte Charnàce, alle seine Beredsamkeit auf, um den Wittelsbacher zu überreden, und der zu München versammelte landständische Ausschuß unterstützte ihn hierin aus allen Kräften.

Allein was wäre aus den Jesuiten und ihren Plänen von einer habsburgischen Universalmonarchie geworden, wenn Maximilian auf diesen Vorschlag eingegangen sein würde. Daran wagten sie sich auch nun mit aller Kraft und der Jesuit Adam Contzen, der nach dem Tode des Jesuiten Johann Buslidius, der 28 Jahre lang Maximilians Beichtvater gewesen war, 1623 sein Nachfolger als Beichtvater wurde, stellte diesem Kurfürsten Himmel und Hölle vor, um ihn von einem so verderblichen Plane abzubringen. Er meinte unter anderem, der Kurfürst würde, wenn er aufhöre, in diesem Kriege für den Glauben zu fechten, nicht bloß all den bisherigen Ruhm einbüßen, sondern auch noch einen unvertilgbaren Schandfleck auf sich laden. Ueberdies fragte er ihn, ob er, der Kurfürst, es dann auf sein Gewissen nehmen möchte, durch einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönig den Sieg des Ketzertums zu begünstigen und ob er denn dann noch nicht daran gedacht habe, daß er sich, am Ende sogar — wie furchtbar! — zur Duldung der Protestanten in Bayern genötigt sehen würde? Kurz, er wußte seinem erlauchten Beichtkind einen solchen Schrecken einzujagen, daß Maximilian beschloß, den Krieg fortzusetzen und sich, zum unsäglichen Elend Deutschlands, wie auch insbesondere Bayerns, noch ferner als eine Vormauer Oesterreichs gegen des Schwedenkönigs Macht brauchen zu lassen.

Auf diese Art kam anno 1632 rein durch der Jesuiten Schuld der Friede nicht zu Stande und ganz auf dieselbe Weise ging es auch anno 1635 und 1638. Im Jahre 1635 war es dem österreichischen Hofe gelungen, in dem sogenannten Prager Frieden die Allianz Sachsens mit Schweden zu lösen und dieser Friede hatte für Kaiser Ferdinand einen unendlichen Wert, weil er damals allzu erschöpft war, um den Kampf mit allen seinen bisherigen Feinden noch länger fortzusetzen. Dessen ungeachtet spieen die Jesuiten, der Pater Lamormain an der Spitze, Feuer und Flammen über diesen Frieden und suchten nicht bloß die katholischen Kurfürsten mit der ganzen Kraft ihrer Ueberredungskunst von dem Beitritt zu demselben abzuhalten, sondern drangen auch alltäglich in den Kaiser, ihn zu brechen. Natürlich, denn durch das besagte Friedensinstrument wurde den Lutheranern Religionsfreiheit garantiert und die Durchführung des jesuitischen Religionsediktes verhindert. Die Not des Habsburgers war jedoch damals zu groß, als daß er hätte seines Beichtvaters Willen erfüllen können, und somit mußte dieser notgedrungen einen günstigeren Zeitpunkt abwarten.

Nun starb im Februar 1637 Ferdinand II. unter den Verwünschungen der durch ihn in unabsehbares Elend gestürzten Völker Deutschlands und sofort bot die Landgräfin von Hessen, Amalie Elisabeth, als Vormünderin ihres achtjährigen Söhnleins, dem Kaiser Ferdinand III. (1637—1657) unter denselben Bedingungen, wie Sachsen im Jahre 1635, die Hand zum Frieden. Der neue Kaiser, eben damals durch Bernhard von Weimar hart bedrängt, bevollmächtigte den Kurfürsten Anselm Kasimir, Erzbischof von Mainz, mit diesem für ihn hochwichtigen Geschäfte, und der Kurfürst brachte dasselbe auch im August 1638 unter

sehr günstigen Bedingungen für Oestreich zu Stande. Alle weltlichen Räte Ferdinands III. frohlockten über den Vertrag und ebenso taten auch die meisten geistlichen Würdenträger. Nur allein die Jesuiten stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen und stießen insgesamt ein wahres Jammergeschrei darüber aus, daß selbst den Reformierten — Hessen bekannte sich zum Kalvinismus — diesen Gehaßtesten unter den Gehaßten, gesetzliche Duldung esagt werden solle. Welch ein Glück also für sie, daß der er einen der Geschicktesten aus ihrer Mitte, den Pater *ann Gans* zum Beichtvater hatte, und welch ein noch eres Glück, daß der Monarch sich durch dessen inständige stellungen bewegen ließ, den Vertrag *nicht* zu ratifizieren. e Landgräfin erneuerte also ihr Bündnis mit den Schweden und ihr tapferes Heer kämpfte von nun an bis zum Ende des Krieges auf Seiten der Protestanten.

So trieben es die Jesuiten fort und fort und umsonst drangen die Reichsstände, die sich im Herbst 1640 zu Regensburg versammelten, in den Kaiser, vorderhand wenigstens eine allgemeine Amnestie zu erlassen, damit durch dieselbe die Aussöhnung zwischen Oestreich und den Protestanten angebahnt werde. Der Kaiser tat's nicht, weil die Jesuiten es nicht zugaben. Im Gegenteil verwarfen sie, wie aus einer damals von dem Pater *Lorenz Forer* im Namen des Ordens veröffentlichten Schrift erhellt, eine Generalamnestie als eine durchaus sündige und verwerfliche Sache, und drangen mit aller Energie darauf, *den Krieg bis zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus weiterzuführen*.

Endlich aber sprach das Gebot der Not allzustark, als daß der Kaiser noch länger hätte diesen Grundsatz verfolgen können, und so wurden dann im Jahre 1643 zu *Münster* und *Osnabrück* die Friedensverhandlungen zwischen den verschiedenen kriegführenden Teilen, unter welchen auch das Ausland, Frankreich und Schweden, stark vertreten war, eröffnet. Ganz Deutschland atmete froh auf, als es sah, daß man wirklich mit dem Friedenswerk Ernst machen wolle, denn es war matt bis zum Tode von dem langen furchtbaren Kampfe, und so hofften denn Protestanten wie Katholiken, daß man sich in aller Schnelle einigen werde, dieweil ja während der Verhandlungen das Schlagen und Schlachten fortdauerte und zu den alten Verblutungen immer neue hinzukamen. Trotz alledem währte es noch volle fünf Jahre, bis die Verhandlungen zu Ende geführt werden konnten. Wer trug die Schuld an dieser Verzögerung, während welcher unser armes Vaterland vollends bis zur Vernichtung ausgesaugt wurde? *Niemand als nur allein der Orden Jesu!*

Das Erste, was die Protestanten verlangten und unbedingt verlangen mußten, war *Religionsfreiheit*, sowie überhaupt *gleiche Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit den Katholiken*. Ohne Gewährung dieser obersten Bedingung konnten sie selbstverständlich auf keinen Frieden eingehen, denn sonst wären sie ja machtlos geblieben. Allein aber diese Vorbedingung wurde von den Jesuiten als ein religiöser Greuel unbedingt verworfen und sie drangen daher in den Kaiser, lieber anderweitig die größten Opfer zu bringen, lieber die schönsten deutschen Landstriche an Frankreich und Schweden abzutreten, als diese Bedingung einzugehen. Und nicht bloß in den Kaiser drangen sie, sondern auch in alle katholischen Reichsfürsten, in alle kleineren oder größeren katholischen Mächte, die auf dem Friedenskongresse vertreten waren. Welchen Erfolg aber diese ihre Machinationen haben mußten, das kann man am besten aus der Tatsache ermessen, daß es damals fast in der ganzen katholischen Welt keinen einzigen Fürsten, ja nicht einmal einen Meister oder Staatsmann von irgend welcher Wichtigkeit gab, dessen Gewissen nicht ein Mitglied der Gesellschaft Jesu beraten hätte.

Am allermeisten übrigens wußten sie den Umstand auszubeuten, daß die Friedensverhandlungen gerade in Münster und Osnabrück geführt wurden, denn in beiden Städten besaßen sie Kollegien und zudem war der Bischof von Osnabrück, der Wortführer des katholischen Reichsfürstenstandes auf dem Kongreß, ihr besonderer Freund. Der besagte Bischof nämlich, mit Namen *Franz Wilhelm*, ein unehlicher Sohn des Herzogs Ferdinand von Bayern, wurde von seinem neunten Jahre an von den Söhnen Loyolas in Ingolstadt erzogen und sog daselbst solche Grundsätze ein, daß selbst sein Vetter Maximilian I. nicht jesuitischer denken konnte. Was er also auf dem Kongresse, auf dem er als Vertreter von 17 katholischen Stimmen, sowie wegen seiner Rednergabe und vornehmen Verwandtschaft großen Einfluß gewann, was er dort tat und sprach, das tat und sprach er im Geiste seiner Lehrer, und wenn selbst die beiden Ordensgenerale *Vitelleschi* und *Caraffa*, in deren Regierungsperiode der Kongreß fiel, persönlich gegenwärtig gewesen wären, so hätten sie die Interessen ihres Ordens nicht besser wahren können. Ebenso tätig wie er erwiesen sich die jesuitischen Professoren, welche in den Kollegien zu Münster und Osnabrück das Lehramt führten und insbesondere gingen die beiden Patres *Johannes Mühlmann* und *Gottfried Coeler* nebst ihrem Rektor *Johannes Schücking* mit einer solch durchdringenden Schlauheit zu Werke, daß man sie als wahre Musterjesuiten rühmen kann. Da war kein Gesandter eines katholischen Fürsten, bei dem sie nicht jeden Tag aus- und eingegangen wären, da gabs kein Zimmer, selbst

nicht das geheimste, in welchem sie nicht ihre Lauscher gehabt hätten und selbst die Wohnungen der protestantischen Bevollmächtigten waren hiezu nicht ausgenommen. In dem Gartenpavillon ihres Münsterischen Kollegiums aber hielten die Ultrakatholischen unter dem Vorsitz des spanischen Gesandten ihre Vorberatungen und daß dann die Beschlüsse in rein jesuitischem Sinn ausfielen, versteht sich natürlich von selbst.

Auf diese Weise gelang es ihnen, das Friedenswerk volle fünf Jahre aufzuhalten. Sicherlich hätte Ferdinand III. seinem Gesandten, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, dem „Engel des Friedens", wie ihn viele mit Recht nannten, auch noch nicht einmal im Jahre 1648 Vollmacht gegeben, in der Frage der Religionsfreiheit die protestantischerseits verlangten Einräumungen zu machen, wenn nicht eben in dieser Zeit der stürmische Wrangel das letzte Heer, welches Ferdinand aufzutreiben vermochte, in tausend Trümmer geschlagen haben würde. Unter besagten Umständen aber mußte er. Und so kam am 24. Oktober 1648 der schon so lange mit der inbrünstigsten Sehnsucht herbeigewünschte Friede, der sog. westfälische Friede, endlich doch zustande.

Allein, wie sah es nunmehr in Deutschland aus? Ach, das dreißigjährige Morden und Sengen hatte einen Zustand hervorgerufen, den näher zu beschreiben die Feder sich sträubt und dem gegenüber der Zustand des heutigen Deutschland nach dem Weltkrieg noch vorzüglich, ja golden ist. Tausende von Städten und Dörfern in Trümmern; die üppigsten Fluren auf ganze Wegstrecken in eine Wildnis verwandelt; wilde Tiere in Massen, wo sonst friedliche Herden weideten; die noch lebenden Menschen entmenscht und nicht selten bis zu Bestien herabgesunken; Jung und Alt tief in der Unwissenheit begraben; kurz ein Zustand, den man sich erbarmungswürdiger nicht denken kann und der nur durch einen langen, langen Frieden wieder zum Guten gewendet werden konnte. Und doch, trotz dieser gräßlichen Not, hatten die Jesuiten alle ihre Kräfte angewandt, um das Einigungswerk nicht zustande kommen zu lassen und trotz alledem gaben sie und das von ihnen beherrschte Papsttum ihm ihren Fluch, nachdem es endlich zustande gekommen war.

Zu verwundern übrigens hat man sich nicht hierüber, denn sie hatten gehofft, ihre Macht über ganz Deutschland auszubreiten und nun mußten sie sich mit zwei Dritteln begnügen.

Glaube doch ja niemand, die Jesuiten unserer Zeit seien von einem anderen Geist beherrscht als ihre Vorgänger vor 300 bis 400 Jahren. Sint ut sunt, aut non sint, zu deutsch: „Sie sollen sein, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein" hat einmal

ein Jesuitengeneral gesagt, als ihm zugemutet wurde, den Orden zu reformieren. Sie sind allezeit dieselben geblieben; sie sind auch noch heute dieselben konfessionellen Hetzer und Schürer.

Immerfort noch lodert in ihnen ihr dämonischer Haß gegen die Andersgläubigen, dem der Jesuitenorden in dem offiziell von ihm selbst verfaßten und herausgegebenen Prachtwerk Imago primi saeculi Societatis Jesu (Uebersicht über das erste Jahrhundert der Gesellschaft Jesu) mit folgenden Sätzen Ausdruck gegeben: „Die Kalviner und Lutheraner haben den Erdkreis mit falschen Lehren und dem Unflat aller Laster angefüllt. Wir (die Jesuiten) leugnen nicht, daß wir einen heftigen Krieg gegen die Ketzerei führen. Vergebens wird die Ketzerei darauf warten, daß die Gesellschaft Jesu sie, wenn auch nur stillschweigend, duldet. Auf Frieden mit uns ist nicht zu hoffen, denn der Haß ist uns angeboren. Wie Hannibal haben wir auf dem Altar den Krieg gegen die Ketzerei geschworen."

Unser deutsches Vaterland, aus tausend Wunden blutend und von unzähligen äußeren und inneren Feinden bedroht, kann nicht auch noch konfessionelle Hetzerei brauchen. Wer darum den konfessionellen Frieden liebt, der muß entschieden Stellung nehmen gegen alle Bestrebungen und Einflüsse des jesuitischen Hetzordens. „Wir tun einfach unsere Pflicht, indem wir die Geistesfreiheit der deutschen Nation gegen die Ränke des römischen Jesuitenordens vertreten" (Bismarck im Abgeordnetenhaus 16. März 1875).





Anh[illegible]

Ein Jesui[illegible]rief!

Abdruck aus dem „Dresdener Tageblatt" (Deutsche Wacht) Nr. 215 vom September 1904.

Seit dem Erscheinen des nachstehend veröffentlichten Jesuiten-Briefes sind 20 Jahre verflossen, der große Krieg ist verloren, das protestantische Kaisertum zerfallen, Oesterreich zerrissen und einstweilen Republiken an seine Stelle getreten.

Unsere heutige Zeit zeigt dem objektiven Beobachter und Geschichtskenner die Klugheit kirchlicher Politik, die auf jahrhundertelanger Erfahrung beruht.

Die größten Wünsche Roms sind erfüllt, die Leitung ist römisch, alles Vermögen des Reiches und Volkes genommen. Kurzgefaßt, was Offbg. 13,2 geschrieben stehet, hat sich buchstäblich erfüllt.

Hierzu vergleiche G. O. Sleidan, 1923, „Gegenreformation" u. Graf v. Hoensbroech, „14 Jahre Jesuit" 2. Bd. S. 122: Ignatius v. Loyola gründet 1540 den Jesuitenorden zur Ausrottung des Protestantismus. S. 163, Jesuit Roh 1851: „Unser Endziel ist: die Hohenzollern zu stürzen. Behaltet das im Auge, und wenn ihr's verratet, wird's abgeleugnet werden."

Ein Jesuitenbrief!

(Aus dem Lateinischen übersetzt).

Ich erhielt, geliebter Sohn, Dein Schreiben, und es erfüllte mich mit Genugtuung; aber auch mit Besorgnis, denn vielleicht konnte es in die Hand eines Unberufenen fallen, da Du die für unsern Verkehr gültigen Regeln nicht beachtet hattest.

Betrachte Dir, geliebter Sohn, meinen Brief genau! Du wirst daraus lernen, was Du versäumt hast, und die sich seit Jahren in Deutschland befinden. Daß ihr jetzt auf Befreiung

von dem Zwange der Heimlichkeit hofft, und dringend wünscht, bald öffentlich in dem unfreundlichen Lande der Ketzer wirken zu können, begreife ich sehr wohl. Aber Euer Wunsch und Wille ist nicht der Wille des Ordens. Ihr kennt, wie mir scheint, obwohl Ihr seit Jahren mit gutem Erfolge unter ihnen arbeitet, diese Deutschen doch noch nicht vollständig. Man muß ihnen den heilsamen Trank, durch den sie von der Krankheit genesen und wieder zur heiligen Gesundheit des allein seligmachenden Glaubens zurückkehren sollen, heimlich beibringen. Wie ein kluger Arzt die Messer vor dem Auge des Kranken verbirgt, den er mit festem Schnitte von einem Uebel befreien will, so müssen die Glieder der Gesellschaft Jesu sich verborgen halten. Denn wir Söhne des heiligen Ignatius sind die scharfen Messer der heiligen streitenden Kirche; selbst wenn der erste Paragraph jenes gottlosen gegen uns gerichteten Gesetzes aufgehoben würde, dürften unsre Väter nicht sogleich die Arbeit beginnen.

Warum auch? Sind von den Unsern nicht schon so viele als nötig in Deutschland, um jene herrliche Bewegung der Katholiken anzufachen und auszuarbeiten, die heute unter dem Namen des Zentrums eine so große Macht geworden ist? Es mag auch schmerzlich sein, das ehrwürdige Kleid des Ordens nicht tragen zu dürfen und Eure Zugehörigkeit zu ihnen sorgsam verschweigen zu müssen. Aber die Notwendigkeit gebietet es, denn man darf diese Deutschen unter keiner Bedingung reizen. Der Geist jenes dreimal verfluchten Ketzers Luther ist noch nicht gestorben, er könnte leicht wieder erwachen, ehe die Bande fest genug geschlungen sind, mit denen die heilige Kirche die Deutschen an sich zu fesseln entschlossen ist.

Was ist auch schließlich die Ordenstracht? Nur ein äußeres Zeichen und Unwesentliches. Das Wichtige ist: Eure Treue und Eurer Gehorsam! Und wieviel Segen der lieben Heiligen ist bei Eurer Arbeit gewesen, gerade weil Ihr sie so still und selbstverleugnend getan habt. Sei geduldig, die Zeit, ist nicht ferne, da auch in Deutschland unser Ordensgewand das verehrteste Kleid sein muß, daß vor uns sich alle Häupter und Knie beugen werden, daß in unsern Händen die Leitung des Landes ruhen wird. Ob ihr selbst die Frucht dieser Geduld einst genießen werdet, oder im späteren Geschlecht, das ist von keinem Belang, denn Du, geliebter Sohn, bist ein Nichts, und keiner von uns allen ist mehr als eines Raubes Körnlein; aber die heilige Gesellschaft Jesu ist alles. Ihren Ruhm, ihre Herrschaft zu fördern mit Aufopferung des eigenen leiblichen und geistigen Seins; das ist Deine und unser aller erhabene, gesegnete Pflicht.

Ihr steht, geliebter Sohn, auf einem gar wichtigen Posten,

denn an der Wiedergewinnung Deutschlands ist der heiligen Kirche alles gelegen. Blicke um Dich, mein Sohn! Was andere Länder der Kirche geben konnten, das haben sie ihr gegeben. Spanien, unter dessen gebenedeieten Fahnen sie (die Kirche) einst ihren Siegeszug hielt, ist nur noch ein Schatten. Oesterreich, das uns eine gesegnete Zufluchtsstätte in den schlimmsten Tagen der Aufklärung war, kann uns nur wenig mehr nützen, denn es steht vor dem Zerfall. Unser Italien ist nicht umsonst fast zwei Jahrtausende der Sitz des Papsttums gewesen und macht mit der Religion nur Geschäfte. Frankreich, die ehemals geliebte Tochter, ward abtrünnig und zerschneidet durch ruchlose Freimaurerhände das Band, das die Kirche mit ihm vereinte.

Wir brauchen ein neues, kräftiges Volk, von dessen Mark wir ein Jahrhundert oder mehrere zehren können. Wir brauchen die Deutschen, wir brauchen sie unbedingt, wenn nicht die heilige Kirche Schiffbruch leiden soll. Die göttliche Vorsehung hat es in ihrer Weisheit zugelassen, daß Deutschland einst abfiel vom wahren Glauben. Die Kirche nahm ihre Rache dafür. Dreißig Jahre zerriß ein durch unsre unermüdlichen Väter geschürter Krieg das ketzerische Land, und als dauernde Strafe bescherten wir ihnen den Glaubenszwiespalt, der sich niemals schließen darf, es sei denn, daß alle deutschen Ketzer heimkehren in die weit geöffneten Arme der Kirche. Bis dies aber geschehen ist, haltet die Schmerzenswunde der Glaubensverschiedenheit im deutschen Volke offen. Lasset sie nicht verheilen, denn ohne sie wären die Deutschen übermächtig. Schüren wir aber den Haß der Bekenntnisse immer mehr, so werden die Deutschen unfähig, sich je noch einmal gegen uns zu wenden. Sie werden ihre Nacken dem Joche der Kirche beugen müssen.

Wir konnten die Deutschen entbehren, solange uns andre Länder und Völker Zehrung boten. Jetzt aber müssen wir die Deutschen haben, und wir werden es gewinnen! Ist doch teilweise durch Eure Arbeit der Anfang dazu gemacht. Wir führen keine Kriege mehr um den Glauben. Wir vermeiden, solange es nur möglich ist, jeden Schein von Gewalt. Sie ist dem Deutschen gegenüber besonders gefährlich. Denn gegen Zwang lehnt er sich trotzig auf; aber im Namen des Friedens, der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit ist er zu allem zu bewegen. In Preußen haben wir so gut wie gewonnen. Wenn noch 10 Jahre ins Land gegangen sind, haben wir durch geschickte Verteilung der polnischen Arbeitermassen in allen Provinzen zahlreiche Herde für unser heiliges Feuer. Darum haltet die Hände über die Polen: sie sind der Same Gottes in Deutschland, und alles, was ihr an den Polen tut, kommt der Kirche zugute.

Auch dämpft es den germanischen Trotz, wenn in allen Gegenden polnische Predigten erklingen und polnische Lieder erschallen. Gott wird auch weiter Gnade geben und es vielleicht fügen, daß von den zahlreichen Hohenzollernprinzen einer in den Schoß der Kirche zurückkehrt. Wilhelm hat ja noch 6 Söhne. Warum sollte nicht einer von ihnen katholisch werden?

Es wäre nur eine Forderung der Parität [d. h. Gleichberechtigung], und dieses muß Euer Feldgeschrei sein und bleiben! Im Zeichen der Parität werdet ihr siegen; unter Berufung auf sie fordert alles! Und man wird Euch auch so gut wie alles gewähren. Wir haben dann Gleichheit mit den Ketzern erlangt, dann wird unsre Hilfe immer mehr wachsen und mit natürlicher Notwendigkeit die andern unterdrücken. Denn unsre heilige Kirche muß für ihre Gläubigen volle Parität fordern, darf sie aber den Irrgläubigen nie und nimmer zugestehen. Aus dem gleichen Recht, nach dem ihr jetzt unablässig wehklagend schreien sollt, muß einst unser ausschließliches Vorrecht und unser Herrschaftsrecht werden. Dann werden wir als die Herren auftreten dürfen. Aber jetzt müssen wir noch klug sein wie die Schlange, damit wir dem dummen deutschen Riesen die Glieder fest umwinden können, ohne daß er merkt, wie wir ihn fesseln. Im größten Bundesstaate sind wir fast am Ziele. — Aber wenn wir nun erst Preußen haben, ist das Reich unser. Stellt Euch, wo die unsern in der Minderheit sind, gar friedlich an, aber gründet dabei überall Zeitungen und Vereine; veranstaltet Aufzüge, die später zu Prozessionen werden können; und gewöhnt das Volk langsam und beharrlich an den Anblick kirchlicher Machtentfaltung! Wer sich gegen unsere Ansprüche wendet, den nennt Friedensstörer und Förderer der Sozialdemokratie. Besonders das letzte versetzt nicht, denn nichts ist in Deutschland so wirksam, als wenn ihr als Hüter der Monarchie auftretet und unsere Gegner des Mangels an Königstreue verdächtigt. Wo wir in der Minderheit sind, müssen wir die Leidenden, die Unterdrückten spielen. Dadurch lassen sich Tausende von den Deutschen rühren, das Weitere wird sich finden. In 20 Jahren muß Deutschland mit Klöstern überschanzt sein, und von diesen Burgen aus werden wir herrschen. Doch genug diesmal. Richtet Euch genau nach dem, was ich schrieb, und Du erstatte bald wieder Bericht.

Sei gesegnet, geliebter Sohn, und lebe wohl.





